

Finnland Frankreich Griechenland
Großbritannien Irland Italien
Luxemburg Niederlande Österreich
Portugal Schweden Spanien Estland
Lettland Litauen Malta Polen Slowakei
Slowenien Tschechien Ungarn Zypern

Architektur und Politik – Europa gestalten!

Internationaler Architektenkongress der Architektenkammer Nordrhein-Westfalen



Architektur und Politik – Europa gestalten!

Internationaler Architektenkongress der Architektenkammer Nordrhein-Westfalen
18. bis 22. Juni, St. Helier, Jersey

Architektur und Politik – Europa gestalten!

Internationaler Architektenkongress 2003 auf Jersey
der Architektenkammer Nordrhein-Westfalen

Herausgeber der „Blauen Reihe“ der Initiative StadtBauKultur NRW:

Europäisches Haus der Stadtkultur e.V.
Leithestraße 33, D-45886 Gelsenkirchen
www.stadtbaukultur.nrw.de

Die Texte dieser Broschüre geben Vorträge wieder, die beim Internationalen Architektenkongress vom 18. bis 22. Juni 2003 auf Jersey gehalten wurden. Die Vorträge wurden für den Abdruck leicht modifiziert.

Architektenkammer Nordrhein-Westfalen
Zollhof 1, D-40221 Düsseldorf
www.aknw.de

Redaktion: Lydia Kempa, Christof Rose
Architektenkammer NW
Lektorat: Frauke Burgdorff, Karin Bandow
Europäisches Haus der Stadtkultur e.V.
Gestaltung: büro G29 – Kommunikationsdesign, Aachen
Druck: Staudt Lithographie GmbH, Bochum

1. Auflage, April 2004

© Initiative StadtBauKultur NRW, 2004

StadtBauKultur ist eine Initiative der Landesregierung Nordrhein-Westfalen in Kooperation mit der Architektenkammer, der Ingenieurkammer-Bau, der Arbeitsgemeinschaft der Kommunalen Spitzenverbände, der Vereinigung der Industrie- und Handelskammern, den Verbänden der Bau- und Wohnungswirtschaft und den Künstlerverbänden in Nordrhein-Westfalen.

Diese Druckschrift wird im Rahmen der Öffentlichkeitsarbeit der Landesregierung Nordrhein-Westfalen herausgegeben. Sie darf weder von Parteien noch von Wahlwerbern oder Wahlhelfern während eines Wahlkampfes zum Zwecke der Wahlwerbung verwendet werden. Dies gilt für Landtags-, Bundestags- und Kommunalwahlen. Missbräuchlich ist insbesondere die Verteilung auf Wahlveranstaltungen an Informationsständen der Parteien sowie das Einlegen, Aufdrucken oder Aufkleben parteipolitischer Informationen oder Werbemittel. Untersagt ist gleichfalls die Weitergabe an Dritte zum Zwecke der Wahlwerbung. Unabhängig davon, wann, auf welchem Weg und in welcher Anzahl diese Schrift dem Empfänger zugegangen ist, darf sie auch ohne zeitlichen Bezug zu einer bevorstehenden Wahl nicht in einer Weise verwendet werden, die als Parteinahme der Landesregierung zugunsten einzelner politischer Gruppen verstanden werden könnte.

Diese Broschüre kann bei den Gemeinnützigen Werkstätten Neuss GmbH bestellt werden. Bitte senden Sie Ihre Bestellung unter Angabe der Veröffentlichungsnummer **SB 219** (per Fax, E-Mail oder Postkarte) an die GWN GmbH – Schriftenversand
Am Henselsgraben 3, D-41470 Neuss
Fax: 02137/109429
mswks@gwn-neuss.de

Telefonische Bestellung über C@ll NRW: 0180/3100110

ISBN 3-9809564-1-5

Inhalt

4 | **Vorwort**

Hartmut Miksch

Präsident der Architektenkammer Nordrhein-Westfalen

5 | **Architekten und Politik – Europa gestalten**

Hartmut Miksch

Präsident der Architektenkammer Nordrhein-Westfalen

10 | **Ansprache**

Tilo Braune

Staatssekretär im Bundesministerium für Verkehr, Bau- und Wohnungswesen

14 | **Ansprache**

Dr. Michael Vesper

Minister für Städtebau und Wohnen, Kultur und Sport des Landes Nordrhein-Westfalen

18 | **Für eine politische Ethik des Raumes – Philosophische Stichworte zu einer freien Baukultur**

Prof. Dr. Peter Sloterdijk

Staatliche Hochschule für Gestaltung, Karlsruhe

30 | **Europa – Freier Markt für Dienstleistungen**

Prof. Dr. Norbert Walter

Chefvolkswirt Deutsche Bank AG, Frankfurt

38 | **Zwischen Tradition und Innovation: Architekten in Europa**

Hadi Teherani

Architekt, Hamburg

50 | **Europatriotismus – Zur Metamorphose eines Ideals**

Dr. Roger Willemssen

Publizist/Produzent, Hamburg

58 | **Europa – Architektur und Politik am Beispiel Finnland/Österreich**

Alfred Berger

Architekt, Wien

66 | **Perspektiven eines freien Weltmarktes in einer neuen Weltordnung**

Dr. Theo Sommer

Editor-at-Large der Zeitschrift DIE ZEIT, Hamburg

76 | **Architektur weltweit!**

Sir Nicholas Grimshaw

Architekt, London

92 | **Lessons from Jersey – Abschluss und Zusammenfassung**

Michael Arns

Vizepräsident der Architektenkammer Nordrhein-Westfalen

94 | **Vitae**

96 | **Bildnachweis**

Vorwort



Europa gewinnt Konturen. Mit der Erweiterung im Jahr 2004 vollzieht die Union einen weiteren bedeutenden Entwicklungsschritt. Europäische Regelungen setzen bereits heute in vielen Lebens- und Wirtschaftsbereichen den Ordnungsrahmen. Auch die Berufsbedingungen der deutschen Architektenschaft werden durch die Politik der Gemeinschaft geprägt. Umgekehrt wiederum gestalten Architekten das bauliche Profil von Europa – auf nationaler, regionaler und lokaler Ebene. Diese komplexen Wechselbeziehungen haben wir im Rahmen unseres Architektenkongresses 2003 erörtert.

Unsere berufliche Tätigkeit erstreckt sich – von wenigen Ausnahmen abgesehen – auf unsere Stadt, die Region und auf das Land. Aber in einem Europa, das zusammen wächst, wird der Blick über die Landesgrenzen zunehmend wichtiger. Auch Architekten müssen lernen, verstärkt in europäischen Dimensionen zu denken. Gerade in wirtschaftlich schwierigen Zeiten im Inland lohnt es sich, darüber nachzudenken, welche Chancen der europäische Markt für unseren Berufsstand bietet.

„Architektur und Politik – Europa gestalten!“ lautete das Thema des Kongresses. Wir haben politische, ökonomische und kulturelle Aspekte diskutiert. Wie wirkt sich der Globalisierungsprozess auf die Fortentwicklung unseres Kontinents aus? Welche Auswirkungen ergeben sich aus der europäischen Integration für unseren Berufsstand? Welche Chancen bietet Niederlassungs- und Dienstleistungsfreiheit in Europa für den Export von Planungsleistungen deutscher Architekten? Aber auch: Welcher Stellenwert wird der Baukultur in Europa beigemessen? Welche Rolle spielen nationale oder regionale Besonderheiten für die Architektur? Welchen Beitrag leistet Architektur im Sinne von Identitätsstiftung? Dies sind nur einige der Leitfragen, die uns mit Blick auf die europäische Integration beschäftigen.

Der internationale Architektenkongress auf der britischen Kanalinsel Jersey hat Architekten mit Persönlichkeiten aus Politik, Wirtschaft und Kultur zusammengebracht. Renommierten Fachleuten aus unterschiedlichen Disziplinen hat der Kongress ein Forum geboten, um Rahmenbedingungen und Interdependenzen zu analysieren, die die Arbeit unseres Berufsstandes im europäischen Kontext zukünftig bestimmen.

Last but not least hat der traditionelle Inselkongress der Architektenkammer Nordrhein-Westfalen allen Teilnehmern einen angenehmen Rahmen für den kollegialen Gedankenaustausch geboten und für das berufliche „networking“.

Es grüßt Sie
Ihr

A handwritten signature in black ink, appearing to read 'H. Miksch', written in a cursive style.

Hartmut Miksch
Präsident der Architektenkammer Nordrhein-Westfalen

Architektur und Politik – Europa gestalten

Begrüßungsansprache

Hartmut Miksch, Präsident der Architektenkammer NW



Meine sehr verehrten Damen und Herren, liebe Kolleginnen und Kollegen!

Ich freue mich sehr, dass Sie in so großer Zahl unserer Einladung zum diesjährigen Architektenkongress gefolgt sind. Ich bin sicher: Das Programm des Kongresses ist attraktiv und die hochkarätigen Experten, die wir als Referenten gewinnen konnten, werden dafür sorgen, dass wir zwei äußerst interessante und auch lehrreiche Tage erleben werden. Im Namen der Architektenkammer Nordrhein-Westfalen heiße ich alle Teilnehmer und Referenten des Architektenkongresses ganz herzlich willkommen!

Ich habe gestern Abend beim Kongressempfang schon gesagt: Jersey ist der richtige Standort für diesen Kongress. Warum?

Nun, Jersey ist ganz zweifellos ein reizvoller Veranstaltungsort. Für die Wahl des Standortes waren aber andere Beweggründe ausschlaggebend als der Charme und der touristische Reiz dieser englischen Kanalinsel. Die Entscheidung, unseren traditionellen Inselkongress in diesem Jahr auf einer Insel im europäischen Ausland auszurichten, steht vielmehr in unmittelbarem Zusammenhang mit dem Leitthema der Veranstaltung: „Architektur und Politik – Europa gestalten!“ Wo anders könnten wir die politischen, ökonomischen, gesellschaftlichen und kulturellen Bezüge der Architektur zu den Entwicklungen Europas besser diskutieren als hier?

Als Reverenz an unser Gastland begrüße ich zunächst aufs Allerherzlichste Sir Nicholas Grimshaw.

Architektur hat enge Verbindungen zu Politik, Wirtschaft und Kultur. Als Architekten müssen wir uns ganz selbstverständlich diesen Bereichen zuwenden. Wir brauchen die Rückkopplung mit gesellschaftlichen Realitäten, weil sie unmittelbar mit unserer Arbeit zu tun haben. Wir sind daher froh und dankbar, dass es gelungen ist, für den Kongress eine so illustre Schar von Fachleuten aus unterschiedlichen Disziplinen und Gesellschaftsbereichen zu gewinnen. Ich glaube, diese Kombination, wie wir sie hier in Jersey haben, hat es so noch nicht gegeben.

Ich will mit der Politik beginnen: Trotz aller berufspolitischen Themen – auf die ich später natürlich noch näher eingehen werde – haben wir Architekten in den vergangenen zwei Jahren in der Politik ein größeres Verständnis für unseren Beruf – oder besser unsere Berufung – finden können. Unsere Gemeinschaftsinitiative „StadtBauKultur NRW“ beweist, welchen Stellenwert die Politik mittlerweile der Architektur und dem Städtebau einräumt.

Deshalb ist es mir eine große Freude, den stellvertretenden Ministerpräsidenten des Landes Nordrhein-Westfalen und Minister für Städtebau und Wohnen, Kultur und Sport, Dr. Michael Vesper, begrüßen zu dürfen. Herzlich Willkommen, Herr Minister. Sie kommen häufig zu uns; ich kann mich an keine

Veranstaltung der Kammer erinnern, zu der wir Sie eingeladen hätten und zu der Sie uns abgesagt hätten. Dafür ein besonderes Dankeschön!

Meine sehr verehrten Damen und Herren, das, was wir mit der Initiative „StadtBauKultur NRW“ im Land auf den Weg gebracht haben, findet seine Entsprechung im Bund mit der Initiative „Architektur und Baukultur“. Auch hier arbeiten Regierung, Bundesarchitektenkammer, Verbände und viele andere Gruppierungen erfolgreich zusammen. Deshalb bin ich sehr froh und dankbar, dass für das Bundesministerium für Verkehr, Bau- und Wohnungswesen Herr Staatssekretär Tilo Braune den Weg von Berlin nach St. Helier nicht gescheut hat und zu uns sprechen wird: Herr Staatssekretär, seien Sie uns herzlich willkommen. Wir freuen uns auf Ihren Beitrag.

Dass unsere Zusammenarbeit nicht nur mit der Exekutive gut ist, sondern auch mit der Legislative, beweist die Anwesenheit von Frau Schewe-Gerigk, die Mitglied des Bundestages ist, und vieler Abgeordneter des Landtags Nordrhein-Westfalen. Sehr geehrte Damen und Herren Abgeordnete, ich begrüße Sie alle sehr herzlich. Ich kann Sie nicht alle namentlich nennen, aber gestatten Sie mir, einige von Ihnen doch persönlich anzusprechen zu dürfen:

Ich begrüße Gerd Wirth, den stellvertretenden Vorsitzenden der SPD-Fraktion im Landtag NRW. Er hat gestern zu mir gesagt, ich soll ihn nicht begrüßen, tue ich trotzdem, herzlich willkommen

Herr Wirth. Ich begrüße Wolfgang Röken, Vorsitzender des Landtagsausschusses für Städtebau und Wohnungswesen. Beide sind zwar Landtagsabgeordnete mit langjähriger Erfahrung, aber in diesen Funktionen noch relativ neu, deswegen von hier aus noch mal meinen herzlichen Glückwunsch zur Wahl, die auf Sie gefallen ist. Ich begrüße Manfred Hemmer, Vorsitzender des Landtagsausschusses für Verkehr, und Bodo Champignon, Vorsitzender des Ausschusses für Arbeit, Gesundheit, Soziales und Angelegenheit der Vertriebenen und Flüchtlinge. Ich begrüße Dieter Hilser, baupolitischer Sprecher der SPD, auch neu im Amt, ebenfalls herzlichen Glückwunsch. Und ich begrüße Thomas Kufen, der hier heute die Opposition zumindest im Landtag von Düsseldorf vertritt. Sie alle sind uns sehr herzlich willkommen, und wir freuen uns, dass Sie mit uns in den nächsten zwei Tagen diskutieren wollen.

Meine sehr verehrten Damen und Herren,

Deutschland befindet sich derzeit in einem tiefgreifenden gesellschaftlichen Umbruch. Davon wird auch die Arbeit der Architekten stark beeinflusst. So definiert die demografische Entwicklung den Bedarf, etwa beim Wohnungsbau, völlig neu. Im Vordergrund steht nicht mehr vorrangig eine ausreichende Wohnraumversorgung. Ich will das mit einer leichten Einschränkung sagen, weil die Wohnungsmärkte regional doch stark unterschiedlich sind. Ich habe mit Interesse vor zwei Tagen in der Rheinischen Post in Düsseldorf gelesen, dass man in Düsseldorf unterdessen wieder von einem Vermietermarkt spricht und nicht von einem Mietermarkt, weil die Zahlen, die man eigentlich braucht, für Neubauwohnungen nicht mehr erreicht werden. Aber es ist sicherlich so, dass im Vordergrund nicht mehr vorrangig eine ausreichende Wohnraumversorgung steht. Heute müssen Architekten gesellschaftliche Entwicklungsprozesse, wie die sinkende Wohnbevölkerung und veränderte Familienstrukturen, auf-



nehmen und in ihre planerische Arbeit übersetzen. Eine „alternde Gesellschaft“ erfordert andere architektonische und städtebauliche Konzepte.

Ist bereits alles gebaut – wie manchmal provokativ behauptet wird? Das Anforderungsprofil an die Arbeit des Architekten ändert sich zweifellos, aber auf ihn warten neue Aufgaben. Es geht zukünftig weniger um Neubauten, sondern um das Bauen im Bestand, das „lebensstilorientierte Bauen“, die Rückgewinnung des urbanen Lebensraums, um nur einige der Zukunftsaufgaben stichwortartig zu benennen. In diesem Kontext wird der Stadtumbau – und ich betone: In Ost und West – zentrale Aufgabe der kommenden Jahre sein. Die Qualität der gebauten Umwelt bestimmt letztlich die Lebensqualität für die Bürgerinnen und Bürger unseres Landes – das gilt für Nordrhein-Westfalen und das gilt mit Sicherheit auch für Europa! Vor den Architekten aller Fachrichtungen liegt eine immense Aufgabe und Verantwortung.

Ich bin sicher, dass wir heute auch aus dem Bereich der Philosophie zu diesen Fragen wichtige Wegweisungen erfahren können. Auf den Vortrag von Prof. Dr. Peter Sloterdijk sind wir deshalb besonders gespannt. Auch Ihnen gilt unser herzlicher Willkommensgruß!

Meine Damen und Herren!

Wenn wir das Gespräch mit Fachleuten aus anderen Bereichen suchen, dann tun wir das, weil wir uns von dem intensiven Meinungs- und Gedankenaustausch einen „input“ für die zukünftige inhaltliche Arbeit und Ausrichtung unserer Kammer erwarten. In wirtschaftlich schwierigen Zeiten müssen wir uns im Interesse unserer Mitglieder selbstverständlich mit der Zukunft des Berufsstandes auseinandersetzen. Wie verändert sich das Berufsbild des Architekten? Wo liegen potenzielle neue Zukunftsmärkte für Architekten? Wo sind Schnittstellen mit Leistungserbringern aus benachbarten Bereichen, mit denen Architekten strategische Partnerschaften eingehen können?

Für die Architektenkammer ist der Architekturkongress zudem ein willkommener Anlass, der öffentlichen Diskussion über Baukultur und Architektur neue Impulse zu geben. Denn: Baukultur und Architektur kämpfen in Deutschland trotz der begonnenen Initiativen immer noch mit einem gravierenden Vermittlungsproblem. Die öffentliche Beachtung, die der Bauwirtschaft und der Leistung von Architekten allgemein entgegen gebracht wird, wird der Bedeutung dieses Wirtschaftszweiges für die deutsche Volkswirtschaft jedenfalls in keiner Weise gerecht. Die Bauwirtschaft ist nach Aussage unseres Bundesbauministers „immer noch der wichtigste Wirtschaftszweig in Deutschland“. In diesem Bereich, in dem 2,5 Millionen Menschen Arbeit finden, werden immerhin rund 45 % aller Investitionen getätigt.

Bundespräsident Johannes Rau sagte anlässlich des Festaktes zum „1. Konvent der Baukultur“ am 4. April 2003 im ehemaligen Bundestag in Bonn: „Bauen und Kultur: Das ist eine Begriffskombination, von der in den Medien wenig zu lesen und wenig zu sehen ist.“ Dieser Zustandsbeschreibung des Bundespräsidenten kann man bedauerlicherweise nur beipflichten.

Der Eindruck mag täuschen, aber nicht nur nach meiner Wahrnehmung erfahren „Baukultur“ und „Architektur“ in vielen europäischen Ländern eine ganz andere Publizität als bei uns in Deutschland. Ich denke, dass wir bei unserem Kongress zu diesem Thema von unseren Berufskollegen aus Finnland, Österreich und den Niederlanden einiges erfahren werden. An dieser Stelle heiße ich Alfred Berger und Erik van Egeraat herzlich willkommen. Danke, dass Sie hier sind und uns an Ihren Erfahrungen teilhaben lassen!

Nach meiner festen Überzeugung darf die Diskussion über Baukultur und Architektur nicht nur in Expertenzirkeln und den Feuilletonseiten der Zeitungen stattfinden. Dr. Hanno Rauterberg, der bei der ZEIT für Kultur verantwortlich ist und über Architekturthemen schreibt, wird mir diese Aussage nachsehen oder mir vielleicht sogar beipflichten. Herzlich willkommen, Herr Dr. Rauterberg. Wir müssen aus den Nischen heraus und verstärkt den Dialog mit der breiten Öffentlichkeit führen! Um nicht falsch verstanden zu werden: Ich will nicht, dass wir aus den Feuilletonseiten der großen Zeitungen verschwinden, sondern dass wir zusätzlich auch die Klientel erreichen, die nicht im Feuilleton zuhause sind.



Meine sehr verehrten Damen und Herren, Politiker arbeiten oft mit Sprachbildern aus dem Bereich der Architektur. Vom „Architekten der Einheit“ war oft die Rede oder früher beispielsweise von der „europäischen Sicherheitsarchitektur“. Der „Umbau des Sozialstaates“ ist ein Dauerthema der gesellschaftlichen Debatte, aus aktuellem Anlass kann man auch das Bild von der „Koalitionsstatik“ bemühen. Vergegenwärtigt man sich, wie die Arbeit von Architektinnen und Architekten aller Fachrichtungen die gebaute Umwelt unseres Kontinents prägt, dann sind es Architekten, die dem Kontinent Gestalt und bauliches Profil geben. In diesem Sinne leisten Architekten einen höchst realen Beitrag zum Auf- und Ausbau des viel zitierten „Europäischen Hauses“. Auch so zeigt sich der Bezug zwischen den Begriffen „Architekt“ und „Europa“, dem Begriffspaar, mit dem wir uns bei diesem Kongress beschäftigen werden. Einen Beitrag zu dieser Debatte wird Hadi Teherani bestreiten, den ich ebenfalls in unserer Mitte begrüße. Herzlich willkommen, Herr Teherani!

Europa gewinnt an Bedeutung. Immer mehr Lebensbereiche werden von Entscheidungen und Regelungen auf europäischer Ebene geprägt. Viele Weichen werden heute schon nicht mehr in Düsseldorf oder Berlin gestellt, sondern in Brüssel und Straßburg. Diese Entwicklung wird sich im Zuge des fortschreitenden Integrationsprozesses noch verstärken. Die Europäische Union bestimmt in zunehmendem Maße auch die Rahmenbedingungen für die Berufsausübung von Architekten durch europäisches Recht. Die EU-Kommission drängt auf eine weitere Öffnung der Märkte. Der freie Markt der Dienstleistungen – insbesondere der freien Berufe, zu denen die Architekten gehören – wird ein wichtiges Thema in den nächsten beiden Tagen sein. Unser Berufsstand muss sich also intensiv mit der Entwicklung in Europa auseinandersetzen. Ich freue mich, dass wir für dieses Thema Herrn Prof. Dr. Norbert Walter gewinnen konnten. Er ist seit heute Morgen um sechs unterwegs und sitzt jetzt in London fest, weil er dort wegen des Nebels nicht starten kann. Ich hoffe sehr, dass er zu uns stößt, er ist ja fast schon ein alter Bekannter. Einige der Kollegen werden ihn in unserer Veranstaltung zur Einführung des Euros erlebt haben und sich erinnern, dass Herr Walter nicht nur ein kompetenter Referent, sondern auch ein fesselnder Redner ist.

Mit der bevorstehenden Erweiterungsrunde im kommenden Jahr wird die Union einen neuen quantitativen Entwicklungsschritt vollziehen. Ob die Erweiterung auch einen qualitativen Entwicklungsschritt markiert und zu einem Mehr an Integration führt, wird sich erweisen müssen. Durch den Beitritt von zehn neuen Staaten vergrößert sich aber in jedem Fall der europäische Wirtschaftsraum. Und wenn allenthalben von Globalisierung und einer Internationalisierung der Märkte die Rede ist, dann stellt sich für unseren Berufsstand folgerichtig die Frage, wie er sich im europäischen Rahmen positioniert.



Mit den weltwirtschaftlichen Betrachtungen wird sich Dr. Theo Sommer befassen. Herr Sommer war schon vor zwei Jahren auf Norderney unser Gast, und es freut mich ganz besonders, dass Sie in diesem Jahr erneut beim Architektenkongress sind. Willkommen auf Jersey, Herr Sommer!

Welche Potenziale und Chancen bietet nun der europäische Binnenmarkt für den Export von Dienstleistungen unseres Berufsstandes? Die Mehrzahl der Architekten wird wohl auch zukünftig ganz überwiegend auf ihren angestammten, d.h. lokalen, allenfalls regionalen Märkten tätig sein. Eine Umfrage der Architektenkammer Nordrhein-Westfalen bei ihren Kammermitgliedern hat ergeben, dass die Region der wesentliche Bezugspunkt für deren Arbeit ist. Was macht das Besondere in deren Regionen gerade in der Architektur aus? Kann es eine regionale Architektur geben oder muss es sie sogar geben? Ist nicht gerade die kulturelle Vielfalt in Europa auch seine große Chance? Die Antwort auf diese Frage wird uns vielleicht Herr Dr. Roger Willemsen geben können, den ich jetzt sehr herzlich begrüße.

Meine sehr verehrten Damen und Herren, diese Veranstaltung soll nicht nur ein Forum sein, um über Architektur und Baukultur zu reden. Sie muss auch der Ort sein, um die für Architekten existenziellen berufspolitischen Themen zu diskutieren.

Beim Stichwort Berufspolitik kann ich einige aktuelle Themen nicht unerwähnt lassen, die gerade in diesem Jahr uns Architekten die Berufsausübung erschweren, die viele unserer Berufskollegen sogar in existenzielle Nöte bringen. Ein Beispiel hierfür ist die Debatte über die Kürzung der Eigenheimzulage, die alle vier Wochen auf der einen oder anderen Ebene diskutiert wird. Erst sollte sie kommen, mit dem nachhaltigem Effekt, dass auch das letzte noch nicht verkaufte Einfamilienhaus Ende vergangenen Jahres an den Mann zu bringen war; dann war das wieder vom Tisch, weil der Bundesrat anderer Meinung war, und seit einigen Tagen können wir wieder lesen, dass sie zur Gegenfinanzierung einer vorgeschobenen Steuerreform Verwendung finden soll. Die Menschen sind hier zutiefst verunsichert, und ich kann nur hoffen und kann das für die Kammer nur anbieten, dass man vernünftig darüber diskutiert, wie man die Eigenheimzulage zielgenauer und treffsicherer macht.

Bei der Eigenheimförderung gibt es auch aus Sicht der Architekten Fehllenkungen, die für eine Anpassung der Förderkriterien sprechen. An die Politiker gerichtet sage ich: Lassen Sie uns darüber reden, wie wir die Eigenheimförderung zielgenauer machen können. Die Architektenkammer Nordrhein-Westfalen hat hierfür Ansätze entwickelt, die diskussionswürdig sind. Lenkungswirkung würde aus unserer Sicht eine abgestufte, progressive Förderung entfalten, die aus einer Grundförderung für alle Bauherren besteht. Die Gewährung zusätzlicher Fördermittel wäre an bestimmte Bedingungen gebunden. Aus unserer Sicht wäre dies etwa der Erwerb von Bestandsbauten, um dem Trend zur „Stadtflucht“ zu begegnen oder das Bauen auf innerstädtischen Flächen, um den Landschaftsverbrauch zu begrenzen.

Ein anderes, nicht minder bedeutsames Thema ist die geplante Einbeziehung der Architekten in die Gewerbesteuerpflicht. Wir haben Verständnis für das politische Ziel, die Einnahmesituation der Städte und Gemeinden nachhaltig zu verbessern und wir sehen angesichts der desolaten öffentlichen Haushalte auch die Notwendigkeit zum Handeln. Die Lösung kann aber nicht in der Einbeziehung der Architekten in die Gewerbesteuerpflicht bestehen. Architekten sind nun einmal keine Gewerbetreibenden, sie sind Treuhänder des Bauherren. Und als Treuhänder des Bauherren stehen Architekten in einem besonderen Vertrauensverhältnis zu ihren Auftraggebern. Dieser Sachverhalt unterscheidet sie grundlegend von Gewerbetreibenden. Aus diesem Grund lehnen wir eine Einbeziehung unseres Berufsstandes in die Gewerbesteuer nachdrücklich ab. Das heißt nicht, dass wir nicht auch darüber sprechen können, welcher Finanzierungsbeitrag zu den kommunalen Haushalten außerhalb der Gewerbesteuer möglich ist.

Das alles andere überragende Thema in der aktuellen Diskussion ist für uns Architektinnen und Architekten jedoch die Sicherung der Honorarordnung für Architekten und Ingenieure (HOAI). Die Architektenschaft hatte sich ursprünglich auf einen konstruktiven Dialog mit den Ordnungsgebern in Bund und Ländern über eine Reform der HOAI eingestellt. Nicht zuletzt, weil ein aktuelles Gutachten, das vom Bundeswirtschaftsministerium beauftragt worden war, zu dem Schluss kommt, dass die Preisrechtsverordnung mit gewissen Anpassungsmaßnahmen fortbestehen sollte. Dann müssen wir zu Beginn des Jahres erfahren, dass der neue Bundeswirtschaftsminister auf einmal die Abschaffung der Honorarordnung als substantiellen Beitrag zum Bürokratieabbau entdeckt hat. Dabei sind sich die Fachleute darin einig, dass die HOAI kein Musterbeispiel für bürokratische Überregulierung ist, sondern sich mit einer gezielten Novellierung zukunftsfähig machen ließe. Was an bürokratischen Vorschriften in der HOAI entbehrlich ist, kann aus Architektensicht gerne getilgt werden. Da rennt man bei uns offene Türen ein. Deshalb sagen wir: Die HOAI muss man reformieren, aber nicht abschaffen!

Mit Blick auf die Bestrebungen des Bundeswirtschaftsministers zur Abschaffung der Honorarordnung habe ich mich sehr gefreut, dass Bundesbauminister Dr. Manfred Stolpe den Architekten unlängst auf dem Baumeistertag in Hamburg seine Unterstützung für den Erhalt der HOAI zugesagt hat. Ich würde mich freuen, wenn Sie, Herr Staatssekretär Braune, zu diesem Thema auch etwas Eindeutiges sagen würden.

Meine sehr verehrten Damen und Herren, bei aller krisenhaften Zuspitzung, die sich für Architekten aus der konjunkturellen Lage derzeit ergibt, bleibe ich für die Zukunft unseres Berufstandes dennoch optimistisch. Architekten gelten ja gemeinhin als kreativ, darum bin ich mir sicher, dass sie sich flexibel auf veränderte Rahmenbedingungen einstellen und neue Tätigkeitsbereiche erschließen werden.

Zum Abschluss unseres Kongresses ist eine Diskussionsrunde unter der Moderation von Andreas Grosz vorgesehen. Neben Minister Dr. Vesper und Dr. Hanno Rauterberg, die ich schon begrüßt habe, erhoffe ich mir Unterstützung von unseren Berufskollegen Prof. Hilde Leon und Stefan Behnisch, die beide schon hier sind, herzlich willkommen!

Viele Themen, die aus Sicht der Architekten wichtig sind, habe ich nur am Rande ansprechen können. Aber in den kommenden Tagen werden wir ausführlich Gelegenheit haben, über das, was wir im Plenum hören hinaus, auch in kleinem Kreis oder im Zwiesgespräch zu diskutieren. Der Inselkongress gibt uns allen die Möglichkeit, abseits des für uns alle zumeist hektischen Tagesgeschäfts mit mehr Ruhe und in angenehmer Atmosphäre miteinander zu sprechen. In diesem Sinne wünsche ich allen Kongressteilnehmern schöne Tage, interessante Diskussionen und hoffentlich viele Eindrücke, die Sie mit nach Hause nehmen können und nutzen können für Ihre tägliche Arbeit.



Ansprache

Tilo Braune, Staatssekretär im Bundesministerium für Verkehr, Bau- und Wohnungswesen



Vielen Dank für die freundliche Anmoderation. Ich werde nicht über Anatomie und nicht über Pathologie reden. Ich bin gerne zu Ihnen gekommen, nicht nur, weil Ihre Inseltagung einen sehr guten Ruf genießt, sondern auch, weil man natürlich gerne nach Jersey kommt. Außerdem ist bei mir Architektur aus Nordrhein-Westfalen gut besetzt, weil ich vor einigen Jahren mit einem Büro aus Hattingen ein schönes Haus gebaut habe, in dem ich mich auch nach sechs Jahren noch wohl fühle. Ich habe gehört, dass Sie schon auf anderen Inseln Kongresse durchgeführt haben, auch auf der mir sehr sympathischen Insel Rügen. Also ich bin gerne zu Ihnen gekommen.

Herr Miksch, Herr Minister Vesper, meine Damen und Herren Abgeordneten des Bundestages, des Landtages,

wenn man noch vor fünfzehn Jahren über Architektur in Europa nachgedacht hat, dann ging es in der Regel um Fachexkursionen, um Bildbände, um italienische Villen oder um die finnische Moderne. Es ging also eher um Stilfragen, die zwar seinerzeit heiß diskutiert wurden, die aber auf das Bauen in Deutschland, auf die tägliche Arbeit von Architekten nur geringe Auswirkungen hatten – außer dass man das eine oder andere italienische Detail heute in unseren Städten findet. Ich glaube, das ist heute deutlich anders: das Arbeiten, das Bauen, das Planen, die Arbeit der Architektenbüros sind internationaler geworden, und ich verstehe diesen Kongress durchaus als einen Aufruf, gemeinsam zu überlegen, was dieser Wandel für uns alle bedeuten kann. In

dieser Debatte sind uns andere gesellschaftliche, kulturelle und ökonomische Bereiche sicherlich ein ganzes Stück voraus. Sie alle kennen die deutsche Situation: Die deutsche Bauwirtschaft und das deutsche Planungswesen sind einem strukturbedingten Wandlungsprozess unterworfen, der unter anderem auch weiterhin zu einem Abbau von Kapazitäten führen wird. Im vergangenen Jahr ist die Arbeitslosigkeit unter Architekten deutlich angestiegen, und es kommt weiterhin mehr gut ausgebildeter Nachwuchs auf den Markt, als Architekten ausscheiden. Das beschreibt durchaus ein Problem.

Der Markt, den es daher zu erobern gilt, heißt deshalb Europa. Die deutschen Architekten haben sich bisher, so scheint es, etwas vornehm bei der Eroberung dieses Marktes zurückgehalten. Nur 2 % von ihnen exportieren, verglichen mit 20 % in Großbritannien, 10 % in Österreich, 7 % in Frankreich. Weil ich genau weiß und sicher bin, dass wir in Deutschland mehr können, erscheint mir diese Situation völlig unbefriedigend. Auch deshalb, weil der Verzicht – vielleicht begründet durch die Sonderkonjunkturen der 90er Jahre – da durchaus eine negative Eigendynamik entwickelt haben mag. Die Umfrage der Bundesarchitektenkammer durch das Forsa-Institut im vergangenen Jahr, Sie wissen es wahrscheinlich, hat festgestellt, dass deutsche Architektur zwar für technische und funktionale Perfektion und einen ausgeprägten Qualitätsanspruch steht, ihr Image jedoch ist trotzdem relativ schlecht, weil es offensichtlich nicht intensiv genug vermarktet wird.

Diese Tagung heute und morgen stellt noch einen weiteren Zusammenhang her, nämlich den zwischen Architektur und Politik. Eine Reihe europäischer Nachbarländer hat in den letzten Jahren genau durch diesen Dialog zwischen Architektur und Politik architekturpolitische Programme erarbeitet und es damit geschafft, die Baukultur zu verbessern. Viel ist dabei von den Niederlanden geredet worden, wo es bereits seit über zehn Jahren eine Architekturpolitik gibt und mit dem „Reichsbau-meister“ einen eigenen Ansprechpartner von hoher fachlicher Autorität. Es wurde der Aufbau einer ganzen Reihe von Institutionen unterstützt, die heute die Breitenwirkung der niederländischen Baukultur im In- und Ausland begründen und dafür verantwortlich sind, dass diese ein Exportsschlag geworden ist. Auch in Finnland begann schon Mitte der 90er Jahre die Beschäftigung mit einer zusammenfassenden Architekturpolitik, und seit fünf Jahren gibt es ein architekturpolitisches Programm der finnischen Regierung, das jetzt umgesetzt wird.

Wir können, wir wollen und wir müssen in Deutschland dies nicht kopieren. Das funktioniert sicherlich so nicht, aber mehr anstrengen sollten wir uns schon und eigene Akzente, eigene Ideen, eigene Lösungen und Strukturen finden. Die Bundesregierung bekennt sich ausdrücklich zu dieser Herausforderung. Wir wollen gemeinsam mit Ihnen dieses Thema angehen. Für die Bundesregierung ist das konkrete Wirtschaftspolitik für Architekten, aber sie ist zugleich ein ganzes Stück mehr. Sie bezieht sich auf die Qualität der gebauten Umwelt, auf die Gestaltung, die

In ihrem Bericht an den Deutschen Bundestag über Baukultur hat sich die Bundesregierung dazu bekannt, den internationalen Erfahrungsaustausch zu intensivieren und dabei verstärkt auf Leistung deutscher planender Dienstleister hinzuweisen.

Nutzbarkeit und die Nachhaltigkeit von privaten und öffentlichen Gebäuden, von Plätzen, von Grünflächen. Sie hat damit vor allem das Gemeinwohl der Menschen im Auge, die täglich und überall von Architektur umgeben sind. Sie ist eine wirtschaftliche und eine kulturelle Aufgabe, und sie wird daher nicht nur vom Bundeswirtschaftsminister betrieben, sondern im Zusammenspiel mit diesem vom Bundesbauminister, der ja heute schon von Herrn Miksch zitiert wurde, auch von der Kulturstatsministerin und – was ihre Außenwirkung angeht – auch vom Auswärtigen Amt. Die Bündelung findet in der Ihnen bekannten Initiative „Architektur und Baukultur“ statt. Wir gehen damit zum Teil weit über das hinaus, was in anderen europäischen Ländern zugegebenermaßen deutlich früher begonnen wurde. Wir wollen – wie auch die entsprechende Landesinitiative in Nordrhein-Westfalen – Stadtplaner, Landschaftsplaner, Ingenieure und Innenarchitekten in die Diskussion mit einbeziehen. Der Staat soll bei Leibe nicht bestimmen, was Baukultur ist. Das kann er sicherlich auch gar nicht, sondern wir wollen versuchen, in enger Kooperation mit Ihnen Orientierungshilfen zu geben. Ich glaube, dass die planenden Berufe nur dann zukunftsfähig sein werden, wenn sie sich ein Stück wandeln. Herr Vesper wird es Ihnen sicherlich gleich erläutern: Neben der Bundesinitiative stehen in vielen Bundesländern auch Landesinitiativen, und die in Nordrhein-Westfalen ist zweifellos die dominanteste. Nur mit diesem gemeinsamen Engagement erreichen wir Breitenwirkung und die notwendige Verstärkung in der gesellschaftlichen Debatte.

Einige Worte zu den Maßnahmen des Bundes: In ihrem Bericht an den Deutschen Bundestag über Baukultur hat sich die Bundesregierung dazu bekannt, den internationalen Erfahrungsaustausch zu intensivieren und dabei verstärkt auf die Leistung deutscher planender Dienstleister hinzuweisen. Lassen Sie mich einige Initiativen kurz ansprechen.

- Zum Ersten: Im Rahmen des internationalen Erfahrungsaustausches fand im letzten Herbst in Köln eine beachtete Veranstaltung mit 50 niederländischen Kollegen statt. Im Mai hat im Rahmen der Initiative Baukultur eine Gruppe deutscher Architekten die Baukultur in Finnland untersucht, organisiert von der Vereinigung Freischaffender Architekten und unterstützt von unserem Ministerium.
- Eine vom Bund in Auftrag gegebene Studie zum Thema „Architekturwettbewerbe in den Staaten des Europäischen Wirtschaftsraumes“ hat gezeigt, dass de facto ein weites heterogenes Feld an Wettbewerbsverfahren in Europa existiert. Im Ergebnis haben wir zwar kaum Diskriminierung gesehen, aber es besteht durchaus ein praktischer Handlungsbedarf und Beratungsbedarf, auf den Kammern und die staatlichen Stellen reagieren sollten.
- Die neue Außenwirtschaftsförderung des Bundeswirtschaftsministeriums hat dazu geführt, dass nun auch für Architekten und Ingenieure ein spürbar verbessertes Instrumentarium zur Verfügung steht. Das betrifft unter anderem die Unterstützung

von Präsentationen deutscher Planungsbüros, wirtschaftsrelevante Informationen und spezifische Förderinstrumente mit finanziellen Komponenten. Auch das von der Bundesarchitektenkammer in Kooperation mit dem BMWA aufgebaute Netzwerk „Architektur-export NAX“ ist hier vielleicht zu nennen. Ich weise auch auf die Broschüre „Markt für Architekturleistung“ hin, mit Informationen zu Polen, Ungarn und der tschechischen Republik, herausgegeben von der Bundesagentur für Außenwirtschaft. Mit dem Auswärtigen Amt wollen wir die Beratung und Flankierung deutscher Unternehmen und Dienstleister aus der Bau- und Planungsbranche durch die deutsche Außenvertretung verstärken. Dazu laufen Gespräche.

- Auch die Harmonisierung des Vergaberechts ist ein wichtiger Baustein der Internationalisierung. Hier stehen, Sie wissen das vielleicht, Entscheidungen des Europäischen Parlaments an. Der Entwurf fasst drei Richtlinien für Liefer-, Bau- und Dienstleistungsaufträge zusammen. Darüber hinaus ist unter anderem die Öffnung der Richtlinien für funktionale Ausschreibungen vorgesehen. Von besonderer Bedeutung für die Architektur ist die Einhaltung des Prinzips der Anonymität bei der Durchführung von Wettbewerbsverfahren, nicht zuletzt auf Initiative der Bundesregierung und der deutschen Architektenschaft bleibt auch weiterhin das Anonymitätsprinzip für Wettbewerbsverfahren gewahrt.
- Zur Förderung junger Architekten führt unser Haus regelmäßig den Internationalen Wettbewerb für jüngere Architekten durch, bei dem der Blick über den Tellerrand ein Stück hinaus

Das gilt insbesondere für das Projekt einer Stiftung für Baukultur. Sie soll die Qualität, die Nachhaltigkeit und die wirtschaftliche Leistungsfähigkeit der Architekten, des Architekten- und Ingenieurwesens besser herausstellen, sie soll auf nationaler Ebene eine ständige und permanente Plattform für die Qualitätsdiskussion sein.

Ich kann den kleinen Büros nur eine stärkere aktive Außenorientierung durch Präsenz im Ausland, durch verstärktes Networking und durch fremdsprachige Fortbildung empfehlen.

erprobt wird. Auch das vor wenigen Tagen von Frau Staatsministerin Weiß im Bundeskanzleramt verliehene Taut-Stipendium ist, glaube ich, ein wichtiger Bestandteil der Baukultur. Es ermöglicht den Preisträgern einen einjährigen Auslandsaufenthalt in einem international renommierten Architekturbüro und unterstützt damit die internationale Ausrichtung unserer besten Nachwuchskräfte.

- Ich denke, es gäbe noch weitere Beispiele zu nennen, aber last but not least: Unter der Verantwortung eines unabhängigen Kurators bereiten wir gegenwärtig den deutschen Beitrag für die Architektur-Biennale in Venedig 2004 vor. Sie erinnern sich, der erfolgreiche Beitrag des vergangenen Jahres, bei dem unter Leitung von Hilde Léon Studenten Entwürfe zum deutschen Pavillon erarbeiteten, hat die internationale Fachöffentlichkeit auf die Potenziale des deutschen Nachwuchses aufmerksam gemacht. Ich fand, dass das seinerzeit eine sehr gute Idee war, und ich bin gespannt, welches Konzept diesmal überzeugen wird. Eine Auswahlkommission wird demnächst gebildet und uns bei der Entscheidung unterstützen.

Das waren nur einige Beispiele, um Ihnen zu zeigen, es passiert etwas.

Die Koalitionsvereinbarungen der derzeitigen Bundesregierung setzen erstmals einen Akzent beim Thema Baukultur. Und auch der Deutsche Bundestag wird über die Baukultur beraten. Wir rechnen mit einem Entschließungsantrag, der uns allen in unseren Bemühungen den Rücken stärkt. Das gilt insbesondere für das Projekt einer Stiftung für Baukultur. Sie soll die Qualität, die Nachhaltigkeit und die wirtschaftliche Leistungsfähigkeit der Architekten, des Architekten- und Ingenieurwesens besser herausstellen, sie soll auf nationaler Ebene eine ständige und permanente Plattform für die Qualitätsdiskussion sein. Im Ausland gibt es derartige zentrale Organisationen und Institutionen seit geraumer Zeit. Sie sind je nach der spezifischen Baukultur ganz unterschiedlich konzipiert. Vergleichen Sie nur das niederländische Architekturinstitut mit der Kommission für Architektur und gebaute Umwelt in Großbritannien oder auch mit der geplanten französischen Variante. Wichtig ist dabei: Es sind Projekte mit einer starken Bündelungswirkung, die Impulse für die Baukultur der Regionen geben und auch für die ausländischen Architekten Anlaufstellen bei Ihren Kontakten sind. Unsere Stiftung soll daher auch regelmäßig Leistungen deutscher Architekten und Ingenieure im internationalen Rahmen präsentieren und so für die Marke Deutsche Baukultur werben. In diesem Jahr werden wir mit einer Mobilisierungskampagne für den Aufbau dieser Stiftung beginnen. Wir rechnen dabei auch mit Ihrem Engagement, denn nur wenn sich die Architekten und Ingenieure beteiligen, wird es diese Stiftung so geben, wie wir sie uns vorstellen und wünschen.

Meine sehr verehrten Damen und Herren, im Laufe dieses Kongresses werden weitere wichtige Themen angesprochen werden. Ein zentraler Punkt sind dabei die praktischen Stärken und Schwächen der deutschen Architekturbüros. Deutsche Architekturbüros sind im Vergleich mit dem europäischen Ausland eher klein und mittelständisch organisiert. Über 90 % der Architekturbüros beschäftigen zwischen einem und fünf Mitarbeitern. Diese Strukturen scheinen wahrscheinlich das größte Hemmnis für eine stärkere Internationalisierung des Berufsstandes zu sein. Ein „Fünfmann-Büro“ wird es naturgemäß zunächst schwer haben, mit seinem Know-how ins Ausland zu gehen und dort Fuß zu fassen.

So werden als Vorteile kleiner Unternehmen oft Qualitätsorientierung, Flexibilität, Innovationsfreudigkeit und die Bereitschaft zur Besetzung von Nischen genannt. Beim Export jedoch spricht die Erfahrung eher für größere Häuser. Derzeit sind im Ausland, und das bestätigt die These, vor allem die großen Büros vertreten. Je größer die Unternehmen, desto umfassender ist in der Regel auch der Internationalisierungsgrad. Ich kann den kleinen Büros nur eine stärkere aktive Außenorientierung durch Präsenz im Ausland, durch verstärktes Networking und durch fremdsprachige Fortbildung empfehlen. Wichtig sind auch neue Formen von strategischer Kooperation von Unternehmen und Büros, gegebenenfalls Zusammenschlüsse in Arbeits- und Bürogemeinschaften. Verbände sind notwendig, hier müssen wahrscheinlich auch die Kammern noch stärker unterstützend wirken. Auch Kooperations-

Wir sind der Meinung, wir brauchen die HOAI, wenn wir sie nicht hätten, müssten wir etwas Neues erfinden. Das macht wenig Sinn, und wir wollen bei einer Entschlackung im System die Verbindlichkeit beibehalten.

modelle im Sinne sogenannter Huckepack-Verfahren, bei denen deutsche Investoren und Baufirmen heimische Büros mitnehmen, sind ein möglicher geeigneter Weg. Die Erarbeitung geeigneter Geschäftsmodelle und Strategien ist also ganz entscheidend für den langfristigen Erfolg von Architekturbüros in Europa, auch das lehrt uns der internationale Vergleich.

Es gibt noch viele Leistungsbereiche, wo das Planungs- und Bauwesen in Deutschland Herausragendes aufzuweisen hat. In den Bereichen Stadtumbau und Denkmalschutz zum Beispiel, aber auch beim nachhaltigen ressourcenschonenden und energieeffizienten Bauen. Die entwickelten Modelle kann man auf viele Ballungsräume und natürlich die besonderen Bedingungen in Osteuropa übertragen. Beim Erhalt und bei der Bestandspflege und auch beim qualifizierten Rückbau von Plattenbauten bestehen in Mittel- und auch in Osteuropa ähnliche Probleme wie in den neuen Ländern. Bei der Sanierung der innerstädtischen Altbausubstanz gilt das Gleiche. Gerade in diesen komplexen Aufgabenfeldern sind wir gut, und darüber sollte durchaus noch mehr geredet werden. Denn, ich sagte es schon, zum Markt gehört auch ein Stück Marketing. Der Bund leistet seinen Teil zur Verbesserung des Images deutscher Architektur. Finden Sie selbst, und das ist meine Aufforderung, Ihren eigenen Weg. Wir wollen Sie gerne auf diesem Weg unterstützen. Zum Abschluss noch eines: Auch für die internationale Wettbewerbsfähigkeit ist ein ausgewogenes Verhältnis von Preisen und Honoraren auf der einen Seite und Qualität und Innovation auf der anderen Seite

wesentlich. Deutschland unterstützt die Öffnung der Märkte, legt aber Wert darauf, dass der Wettbewerb nicht zu Lasten der nachhaltigen Qualität und der freien Berufe geht. Den Besonderheiten architektonischer Dienstleistungen soll dabei Rechnung getragen werden. Ich denke, die Bundespolitik und deutsche Architekturbüros sind auf dem richtigen Weg, aber noch nicht am Ziel. Wichtig erscheint mir, dass Sie als Unternehmerinnen und Unternehmer selbst aktiv sind, Ihre Zusammenarbeit verstärken, Netzwerke bilden, auch durchaus interdisziplinär. Es heißt also neue Ideen sind gefragt, und der Schlüssel beim Erfolg liegt vermutlich bei Ihnen selbst.

Nun will ich noch kurz auf die von Herrn Miksch angesprochene Debatte zur HOAI eingehen. Sie wissen, der Bundeswirtschaftsminister hat da eine sehr klare Haltung im Sinne der Abschaffung der HOAI eingebracht. Unser Haus ist gegen solche Vorfestlegungen, und ich gehe davon aus, dass wir uns in dieser Debatte auch durchsetzen werden. Sie hatten auf Bundesminister Stolpe hingewiesen. Unsere Position ist die, dass wir die HOAI weiter brauchen. Wir sehen durchaus Entschlackungs- und Modernisierungsbedarf im System. Wir bitten Sie auch um Ihre Vorschläge in diesem Sinne. Sie sind die Praktiker, Sie handhaben die HOAI, wir brauchen Ihre Ideen dabei, aber wir wollen auch die Verbindlichkeit der HOAI beibehalten. Sie wissen, die öffentliche Hand ist der größte Auftraggeber, und es ist schwer vorstellbar, dass man einen öffentlichen Bauherren, einen Oberamtsrat in irgendeiner Gemeinde, ohne ein vergleichbares Regelwerk wie die HOAI

ließe. Wir sind der Meinung, wir brauchen die HOAI, wenn wir sie nicht hätten, müssten wir etwas Neues erfinden. Das macht wenig Sinn, und wir wollen bei einer Entschlackung im System die Verbindlichkeit beibehalten. Ich denke das trifft auf Ihre Zustimmung. Die Bundesregierung ist deshalb in ihrer Entscheidung noch offen und nimmt den Dialog auf.

Ich glaube, meine Damen und Herren, man kann zuversichtlich sein, dass wir die Herausforderung mit vereinten Kräften meistern werden, und ich danke der nordrhein-westfälischen Architektenkammer, dass sie so tatkräftig diese ganze Themenpalette ins Bewusstsein gerufen hat und in dieser Diskussion heute Morgen vertiefen will. Ich wünsche mir, und das abschließend, dass deutsche Architektur in Zukunft nicht nur über die europäische Stadt diskutiert, sondern ich wünsche mir, dass deutsche Architekten diese europäische Stadt in Zukunft international mit bauen werden.

Vielen Dank für Ihre Aufmerksamkeit.

Ansprache

Dr. Michael Vesper
Stellvertretender Ministerpräsident und Minister
für Städtebau und Wohnen, Kultur und Sport des Landes
Nordrhein-Westfalen



Meine sehr geehrten Damen und Herren Abgeordneten, lieber Präsident Miksch, mein lieber Kollege Braune, sehr geehrte Damen und Herren!

Ich freue mich außerordentlich, heute gemeinsam mit Ihnen auf dieser schönen Insel zu tagen, und möchte Ihnen erst einmal herzliche Grüße von unserem Ministerpräsidenten Peer Steinbrück überbringen.

Wir sind ja von der Architektenkammer einiges gewohnt, aber was wir in diesem Jahr erleben, ist ein Höhepunkt: Ein deutscher Architektenkongress auf englischem Boden, im „Hotel de France“, das wir mit einer niederländischen Fluggesellschaft erreicht haben. Ich sage Ihnen: Soviel Internationalismus gab es selten auf einem Architektenkongress. Diese internationale Ausrichtung passt aber sehr gut zum Thema meiner Rede „Architektur und Politik – Europa gestalten“!

Wenn man sich als Politiker jenseits der beliebten Plattitüden zum Thema Europa äußern will, wird es kompliziert. Denn bei Europa liegen Perspektiven mit zuweilen mondialer Bedeutung und skurrile Banalitäten sehr eng beieinander. Europa bedeutet einerseits langfristige Friedenssicherung und beschäftigt sich andererseits mit dem bevorzugten Krümmungsgrad der Banane. Europa ist für den einen die zentrale weltwirtschaftliche Perspektive für Deutschland, für den anderen ein Subventions-Selbstbedienungs-laden. Der Verbraucher wird abwechselnd geschützt und an der Nase herumgeführt.

Die größten Errungenschaften Europas sind uns kaum bewusst. So ist in unseren Städten „das Fremde“ schon heute zum Bestandteil des Alltags der „Einheimischen“ geworden. Daher ist für mich Europa ein Synonym für eine vertiefte Verständigung über das Fremde und Neue.

Wir dürfen Europa allerdings nicht auf seine ökonomische Dimension reduzieren, sonst wird es bald nur noch als Vorbote der wirtschaftlichen Globalisierung wahrgenommen. Und mit dem Begriff der Globalisierung verbindet sich die Kritik an den Global Players, die als Vernichter von Raum und Qualität gefürchtet sind. Jeder kennt die Angst: Die Global Player verhalten sich wie die Piraten: Sie tauchen auf, räumen ab und verschwinden dann wieder.

Eine damit zusammenhängende europäische Angst besteht in der Nivellierung der nationalen Eigenheiten und Errungenschaften. Wie hält es Europa mit der Qualität? Wann helfen Normen und Standards, wann sind sie nur elegante Umschreibungen für Qualitätsabbau? Es gibt mindestens zwei Bedingungen dafür, dass Europa ein von der Bevölkerung getragenes Zukunftsprojekt wird:

- Zum einen darf es keine Reduktion des europäischen Konzeptes auf die ökonomische Effizienzsteigerung geben. Der Begriff Europa darf sich nicht darauf reduzieren, dass wir mehr Lastwagen aus Portugal auf den Straßen haben, dass wir mehr Tomaten aus Holland essen können und sich das Lohn- und Preisniveau absenkt. Europa wird erst zu einer Vision, wenn es sich eben nicht nur als ökonomisches, sondern zugleich als soziales und kulturelles Projekt verwirklicht. Und diese sozialen und kulturellen Bedingungen haben immer einen unauflösbaren lokalen Bezug. Europa lebt einzig und allein aus der Kraft und der Verschiedenheit seiner Regionen.
- Die andere Voraussetzung dafür, Europa zu verstehen, ist die historische Perspektive. Der Gründungsgedanke der europäischen Integration, eine Gemeinschaft des Friedens, der Stabilität und des Wohlstands zu errichten, ist angesichts der neuesten Entwicklung im Nahen Osten aktueller denn je. Denn dies sind genau die Fragen, die uns im Zusammenhang mit Europa im Moment berühren. Die aktuellen weltpolitischen Vorgänge zeigen, dass es zu Europa keine Alternative gibt. Und damit meine ich gerade auch das „alte Europa“.

„Unterwegs sind wir zuhause, und zu Hause sind wir unterwegs“. Aber unsere Ansprüche an die Umwelt ändern sich nicht so schnell. Wir brauchen nach wie vor urbane Orientierungspunkte und urbane Schönheit.

Was bedeutet nun Europa für die Architekten und Stadtplaner?

Wesentliche Orientierungen hat dazu im Jahre 1995 das Weißbuch „Die Zukunft der Europäischen Architektur“ gegeben. Dennoch: Unsicherheiten bleiben. Noch immer oszillieren die spontanen Einschätzungen zwischen hohen Erwartungen und großen Befürchtungen.

Letztlich geht es um zwei Grundfragen:

- Gibt es eine europäische Architektur, gibt es eine europäische Stadt?
- Und darauf aufbauend: „Können Architektur und Städtebau etwas zur europäischen Integration beitragen?“

Die Frage nach der europäischen Architektur oder der europäischen Stadt ist letztlich die Frage nach der Existenz der europäischen Baukultur. Historisch gesehen gibt es sicher eine gemeinsame Werthaltung dem Bauen gegenüber. Auch heute unterscheiden sich die europäischen Vorstellungen von Schönheit noch grundsätzlich von denen im asiatischen oder nordamerikanischen Raum.

Welchen Beitrag leistet die Architektur aber zur europäischen Selbstfindung? Wenn man einmal davon ausgeht, dass der heutige Mensch sich vornehmlich im Geld findet, spielt Architektur offenbar eine zentrale Rolle bei dieser Selbstfindung. Denn bei der Gestaltung des „Europäischsten aller Europäischen“, nämlich des Euro, findet sich auf jedem Geldschein europäische Architektur. Architektur ist also eine gemeinsame europäische und kulturelle Währung und Werbung.

Wenn Architektur gleichbedeutend mit der „Besetzung von Umwelt“ ist, ist sie auch ein Beitrag zur lokalen oder regionalen Selbstdefinition. Unsere Umwelt ändert sich heute so schnell wie noch nie und wir sind so mobil wie noch nie. Hanno Rauterberg hat gesagt: „Unterwegs sind wir zuhause, und zu Hause sind wir unterwegs“. Aber unsere Ansprüche an die Umwelt ändern sich nicht so schnell. Wir brauchen nach wie vor urbane Orientierungspunkte und urbane Schönheit.

Das heißt, wir bedürfen mehr denn je der baulichen Identität und Identifikation. Das ist meines Erachtens eine der wichtigsten Perspektiven der Architektur in Europa und seiner europäischen Regionen. Die Aufgabe ist neu, denn es geht um nichts weniger als architektonische Konzepte für eine multikulturelle Demokratie.

An dieser Stelle greift unsere gemeinsame Initiative zur Stadtbaukultur in Nordrhein-Westfalen. Diese bundesweit sicher einzigartige Initiative nimmt jetzt – auch und vor allem wegen der intensiven Kooperation mit der Architektenkammer – richtig Fahrt auf. Von den vielen Projekten, die sich mit der Initiative StadtBauKultur verbinden, möchte ich nur vier nennen:



- Die Architektenkammer hat das Projekt „1000 Baulücken“ eingebracht. Ein gleichzeitig schönes und nachhaltiges Projekt. Jede Baulücke soll als Herausforderung an die Kreativität und als noch nicht genutzte Chance verstanden werden. Diese Chance vielerorts dann mit Großplakaten zu „versinnlichen“, ist eine ebenso gute Idee wie die parallelen Wettbewerbe zum Thema.
- Das „50-Plätze-Programm“ unseres Hauses. Zehn Plätze wurden bereits ausgezeichnet und zur Zeit läuft die zweite Ausschreibungsrunde. Diese zehn Plätze wollen wir nicht nur konzipieren, sondern sie auch wirklich realisieren.
- Das Kuratorium der Initiative hat das Weltkulturerbe Zollverein Essen zum Laboratorium für Baukultur erklärt – das erste Weltkulturerbe „in progress“. Zollverein versteht sich als Ort des Experiments und steht für Grenzerfahrung im Planen und Bauen. Der Vorschlag von Rem Koolhaas, dort einen „DIN-freien-Raum“ zu etablieren, ist wohl erst der Anfang des Weges.
- Auch das vierte Projekt ist ambitioniert. Wir diskutieren zur Zeit über ein neues Architekturmuseum in Nordrhein-Westfalen. Damit meine ich kein schönes neues Haus, sondern eine „Ideenkette“. Die bestehenden Kunstmuseen sollen miteinander vernetzt werden. Und wenn wir gut sind, werden Architektur und Städtebau zu aufregenden öffentlichen Themen.

Etwas gegen Stadtflicht zu unternehmen bedeutet, etwas für die Qualität unserer Städte zu tun. Wenn wir die Arbeit und das Gewerbe in der Stadt halten wollen, brauchen wir gute urbane Lebens- und Arbeitsbedingungen.

Eine Initiative ist dann erfolgreich, wenn sie gute Projekte generiert. Daher verstehe ich Baukultur nicht nur als Zitatenschatz. Unsere Initiative ist vor allem eine Initiative der Projekte. Projekte, die für das Land Nordrhein-Westfalen typisch und einzigartig sind. Das ist kein Plädoyer für Provinzialität. Schon zu Beginn unserer Initiative habe ich gesagt: „Interessant ist für uns der europäische Maßstab“. Aber das Lebenselixier der Baukultur ist der lokale Diskurs und der regionale Bezug. In der allgemeinen Grundsatzdiskussion und im „nur Schönen“ verhungert die Baukultur. Baukultur ist die Kunst, Städte und Regionen ihre Geschichte erzählen zu lassen. Deswegen, meine Damen und Herren, ist sie weder staatlich verordneter Luxus noch ein Rahmen für den Darstellungsdrang einzelner Architekten, sondern ein zentrales Element der Strukturpolitik in Nordrhein-Westfalen.

Nehmen wir z. B. die moderne Völkerwanderung ins Grüne. Sie ist nicht nur ökologisch, sondern auch teuer: Jeder verlorene Einwohner kostet die ohnehin gebeutelten Großstädte im Ruhrgebiet mehr als 2.000 Euro pro Jahr. Um etwas dagegen zu unternehmen, gibt es viele Instrumente: Ein sehr wirksames ist die Eigenheimzulage. Deshalb sind wir uns auch alle einig, dass die Eigenheimzulage dringend reformiert werden muss.

Meine Damen und Herren, etwas gegen Stadtflicht zu unternehmen bedeutet, etwas für die Qualität unserer Städte zu tun. Wenn wir die Arbeit und das Gewerbe in der Stadt halten wollen, brauchen wir gute urbane Lebens- und Arbeitsbedingungen. Und ohne Baukultur werden wir unser architektonisches und ingenieurtechnisches Know-how in Zukunft nicht erfolgreich exportieren können.

Die Norm für den Krümmungsgrad von Kleiderhaken in Kindergärten geht zurück auf ein Votum der Versicherungswirtschaft.

Unsere Haltung zu Europa ist widersprüchlich. Europa hat leider noch immer das Image, für viel Bürokratie und für wenig Effizienz zu sorgen; für viel finanziellen Input und wenig wirkungsvollen Output. Es ist paradox: Wir erleben immer häufiger, dass Europa uns auffordert, interne nationale bürokratische Hemmnisse zu beseitigen, da sie den europäischen Wettbewerb behindern. Beides ist real. Einerseits wird uns allen ein bestimmter Mindestwert, eine europaweite Ausschreibung, abverlangt. Andererseits stellt Europa nationale Regeln, die Verfahren komplizieren, zur Disposition. Das bedingt eine weitere Widersprüchlichkeit, die typisch deutsch ist: Denn wir Deutschen sind in der Regel „Revolutionäre im Allgemeinen“ und „Bewahrer im Konkreten“. Das gilt besonders, wenn es um Subventionsabbau geht. So ist jedem Redner donnernder Applaus sicher, wenn er pauschal den Abbau von Subventionen fordert. Für jede einzelne, konkrete Maßnahme, die man umsetzen will, wird man aber von den selben Leuten kritisiert.

Die Architekten sind bekannt dafür, dass sie professionelle Individualisten sind. Besonders prägnante Vertreter des Zeitgeistes, die nichts so sehr hassen wie Bürokratie, Formulare und Ärmelschoner. Und die deswegen den Abbau von Bürokratie enthusiastisch fordern.

Es ist aber nicht immer nur der „böse“ Staat, der bürokratisch anmutende Normen erfindet. Ein Beispiel: Die Norm für den Krümmungsgrad von Kleiderhaken in Kindergärten geht zurück auf ein Votum der Versicherungswirtschaft. Sie sehen also, es ist nicht immer der Staat, der entsprechende Normen einführt und diese bis aufs Blut verteidigt.

Dieses Beispiel zeigt: Wer die Regulierungswut der Bürokratie beschimpft, ist längst nicht vor Regulierungssucht gefeit, wenn es um die eigenen Interessen geht.

Das ist eine Erfahrung, die ich seit meinem Amtsantritt immer wieder gemacht habe. In diesem Kontext gibt es drei Normwerke, welche im Moment zur Diskussion stehen: Die VOB, das Baukammergesetz und die HOAI.

In allen drei Fällen sind die Architekten leider nicht auf Seiten der Deregulierer, die sich dafür einsetzen, Vorschriften abzubauen und die Entscheidungen dem Markt zu überlassen. Stattdessen gehen sie schon auf die Barrikaden, wenn einmal laut über derartige Schritte nachgedacht wird. 1995, kurz bevor ich Bauminister wurde, hat es dazu die erste und bislang letzte Demonstration gegeben. Sie richtete sich damals aber nicht gegen meine Person, sondern noch gegen meine Vorgängerin. Damals war ich auf Ihrer Seite; und das bin ich auch heute noch, wie Sie gleich sehen werden:

Die Architekten demonstrierten damals gegen eine Deregulierungsvorschrift in der Landesbauordnung. Sie besagte, dass die staatliche Bauaufsicht durch staatlich anerkannte Sachverständige unterstützt werden sollte. Aus heutiger Sicht müssen wir uns eingestehen, dass sich diese Vorschrift, die wir – ich in der Opposition und Sie auf der Straße – so erbittert bekämpft haben, mittlerweile bewährt hat und mancher Cassandra-Ruf von damals im Nachhinein wohl voreilig war. Gestatten sie mir, ganz kurz auf das Baukammergesetz und die HOAI einzugehen:



Bislang sind deutsche Architektinnen und Architekten viel zu wenig auf dem Europäischen Markt tätig. Wir dürfen den grenzüberschreitenden Wettbewerb nicht länger aussparen. Wir müssen uns dieser Herausforderung stellen und uns gleichzeitig auch mit den Hindernissen beschäftigen.

- Zum einen muss es eine substantielle Vereinfachung der HOAI geben. 103 Paragraphen auf 65 eng bedruckten DIN A4-Seiten sprechen für sich!
- Zum anderen müssen wir die Honorierung von Architekten von den Baukosten abkoppeln. Dieser Schritt ist aus politischen, ökologischen und vielen anderen Gründen sinnvoll. Es kann nicht angehen, dass diejenigen, die besonders teuer bauen, auch besonders viel Honorar bekommen. Stattdessen sollte man diejenigen belohnen, die besonders gut mit den Ressourcen umgehen, preiswert bauen und Qualität zu einem akzeptablen Preis anbieten.

In meinem Ministerium gibt es zum Thema HOAI unterschiedliche Auffassungen:

- Auf der einen Seite habe ich Mitarbeiter, die aus der staatlichen Bauverwaltung kommen und die HOAI Tag für Tag anwenden. Sie sprechen sich dafür aus, die bisherige Regelung beizubehalten.
- Zum anderen habe ich Mitarbeiter, die mehr mit Europa und den allgemeinen Fragen von Deregulierung und Entbürokratisierung zu tun haben. Sie sind eher der Auffassung, dass wir – ähnlich wie andere Staaten in Europa – zu einer Empfehlung übergehen könnten. Das würde dann bedeuten, dass öffentliche Auftraggeber sich an diese Empfehlung halten müssten, private Auftraggeber hingegen davon freigestellt wären.

Ich bin nicht zuletzt nach Jersey gekommen, um auch über diese Fragen mit Ihnen zu diskutieren.

Vor allem möchte ich Sie dazu ermuntern, bei der Diskussion um die Honorarordnung auch die europäische Dimension noch stärker als bisher einzubeziehen. Mein Hinweis hat natürlich einen handfesten Anlass: Der Europäische Rat hat vor zwei Jahren ein ehrgeiziges Reformprogramm vorgelegt. Die EU soll bis zum Ende dieses Jahrzehnts zum wettbewerbsfähigsten und dynamischsten wissensbasierten Wirtschaftsraum der Welt werden. Und dabei spielen Unternehmensdienstleistungen eine wichtige Rolle. Die Europäische Kommission will deshalb die Möglichkeit spürbar verbessern, technische Dienstleistungen über nationale Grenzen hinweg zu erbringen.

Aus Sicht der Kommission enthalten überflüssige bürokratische Vorschriften der Mitgliedstaaten den Verbrauchern ein breiteres Angebot, eine höhere Qualität und günstigere Preise bei Dienstleistungen vor. Die Kommission befasst sich daher eingehend mit allen Regelungen, welche die freien Berufe betreffen – sei es die Anerkennung von Berufsqualifikationen, seien es verbindliche oder empfehlende Honorarordnungen. Deshalb müssen wir uns schon jetzt klar machen: Deutschland wird in absehbarer Zeit von der Kommission mit der Frage konfrontiert werden, warum es als einziges Land neben Italien und Griechenland an einer staatlichen Honorarordnung festhalten will. Dafür braucht es gute Argumente. Es kommt auf eine „gemeinschaftsfeste“ Begründung an, die empirisch und juristisch überprüfbar ist. Vor allem wird die Kommission wissen wollen, warum es gerade einer staatlichen Regelung bedarf.

Wie ich bereits ausgeführt habe, ist meine Bauverwaltung eine Verfechterin der HOAI, jedenfalls im Grundsatz. Aber, so wird uns die Kommission fragen, müssen deshalb auch die Honorare für den privaten Verbraucher verbindlich geregelt werden?

Ich habe dazu einen Vorschlag zur Güte: Die meisten Politiker haben ja bekanntlich weniger mit der HOAI zu tun als mit der Bundesrechtsanwaltsgebührenordnung, der sogenannten BRAGO. Ich schlage daher vor, beides parallel zu bewerten: Wer die HOAI zu einer Empfehlung machen will, der soll dasselbe auch mit der BRAGO tun. Und wer die BRAGO erhalten will, der muss dann auch so konsequent sein und die HOAI erhalten. Ich bin mir sicher, ein solches Verfahren ist der beste Weg zur Existenzsicherung der HOAI.

Bislang sind deutsche Architektinnen und Architekten viel zu wenig auf dem Europäischen Markt tätig. Wir dürfen den grenzüberschreitenden Wettbewerb nicht länger aussparen. Wir müssen uns dieser Herausforderung stellen und uns gleichzeitig auch mit den Hindernissen beschäftigen.

Ich will den Dank für diese Tagung mit einem Wunsch verbinden: Es ist gute Tradition in Nordrhein-Westfalen, nicht nur nach schönen Worten zu suchen, sondern auch und vor allem nach gemeinsamen Taten zu trachten. Die Initiative StadtBauKultur, das Europäische Haus der Stadtkultur und das Architekturmuseum sind historische einmalige Chancen für solche Taten. Und über diese Taten möchte ich gerne weiter mit Ihnen diskutieren, denn ich bin der Ansicht, dass Architektur und Architekten es nicht nötig haben, sich mit formalen Dingen zu beschäftigen, sondern vielmehr durch ihre Bauten und durch Qualität überzeugen.

Ich freue mich schon heute auf die nächste Inselftagung in zwei Jahren!

Für eine politische Ethik des Raumes

Philosophische Stichworte zu einer freien Baukultur

Prof. Dr. Peter Sloterdijk
Staatliche Hochschule für Gestaltung, Karlsruhe

Es ist mir eine Ehre und ein Vergnügen, mit diesem eminenten Personenkreis einige Gedanken austauschen zu dürfen über die Frage nach dem Wesen Europas sowie über eine politische Ethik des Raumes – wobei ich fürs erste den Zusammenhang zwischen den beiden Themenmotiven im Unklaren lasse. Bevor ich zur Sache komme, muss ich nur dem Moderator noch kurz widersprechen. Es bricht keineswegs immer ein Konflikt los, wenn ich in der Öffentlichkeit etwas sage. Ich bin kein streitbarer Mensch. Nach meiner Selbstbeschreibung bin ich außerordentlich nett und freundlich, aber meine Art von Nettigkeit wird chronisch missgedeutet – daher arbeite ich berufsmäßig daran, den hohen Missverständnissfaktor auf ein erträgliches Maß zu reduzieren – mit zweifelhaftem Erfolg, wie man sieht. Außerdem werde ich bei dem heutigen Vortrag ein wenig behindert sein, Nachklänge zu Herrn Vespers Ausführungen über die Gebührenordnung der Architekten werden mir im Kopf herumspuken. Während der ersten halben Stunde meiner Ausführungen können Sie merken, dass ich in Gedanken anderswo bin. Ich bin fasziniert vom Hinweis auf konkurrierende Gebührenordnungen. Das hat mich in eine träumerische Stimmung versetzt, ich denke darüber nach, wie es wäre, wenn auch Philosophen Gebührenordnungen hätten und bei allen Allgemeinheiten, die andere Leute vorbringen, mitverdienten?

Ich will Ihnen jetzt im voraus sagen, worüber ich heute spreche, damit sie überprüfen können, ob ich imstande war, mir mein Konzept zu merken. Ich möchte heute erstens ein Paar Gedanken über das alte Europa vortragen – und zwar mit der Tendenz, Europa als ein dramaturgisches Phänomen zu charakterisieren. Danach mache ich einige Andeutungen über die Architektur als eine Kunst der Immersion, das heißt des Eintauchens in Gesamtverhältnisse, und zum Schluss stelle ich eine zweite Europadefinition vor, die diesen Kontinent als ein umfassendes postimperiales Verwöhnungsprojekt beschreibt, an dem die Architekten als Agenten des Zeitgeistes unter dem Stichwort „Lebensqualität“ in besonderer Weise engagiert sind. Dass ich diesen Gedanken an den Schluss stelle, hat seinen guten Grund, es wird mir das Entkommen erleichtern.

Philosophen sind dafür berühmt, ihre Thesen weit herzuholen. Ich sage Thesen und nicht Meinungen, weil es Meinungen in unserem Beruf offiziell nicht gibt. Man hat die Philosophen ja definiert (vor allem in der nach-kartesischen Zeit) als Menschen, die einen Krieg gegen die Memorier, die Gedächtnismenschen führen. Für sie ist alles, was nur aus dem Gedächtnis stammt, von vorneherein falsch oder zumindest suspekt. Am liebsten wollen wir – oder einige von unserer Zunft – auf der tabula rasa der Gedächtnislosigkeit arbeiten, so wie ein Architekt auf einem leeren Blatt eine Skizze zeichnet. Wie jedes reale Haus auf einem leeren Blatt anfängt, so will auch der Philosoph auf einem leeren Grund neu beginnen. Daher ist seit jeher ein gewisser pathologi-

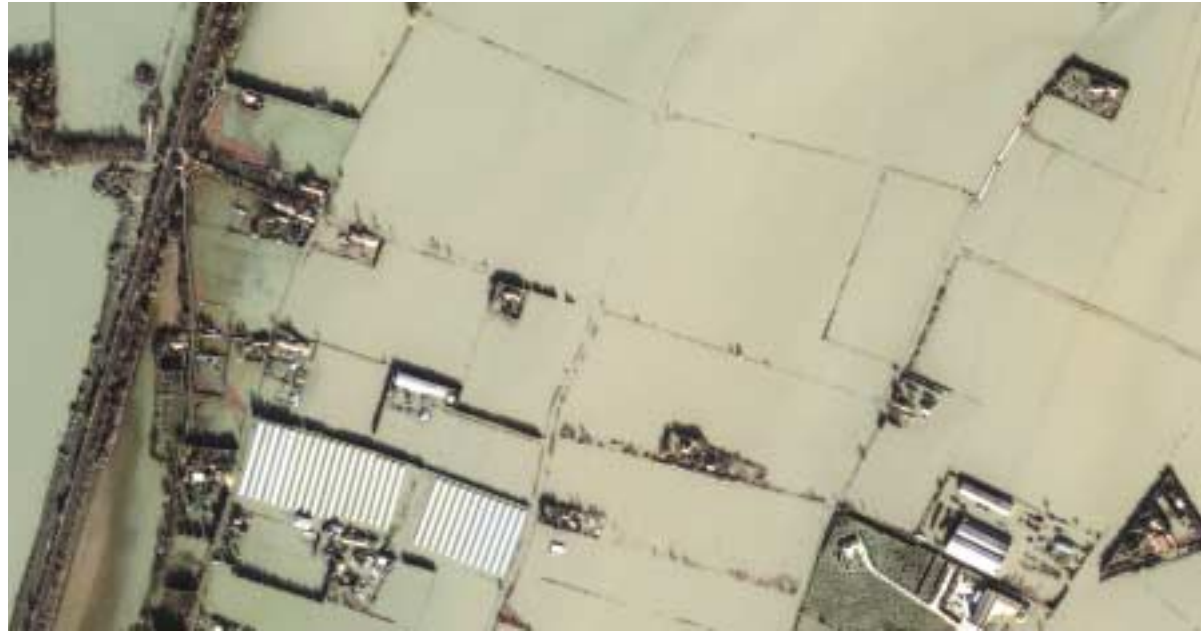


scher Menschentyp in philosophischen Angelegenheiten begünstigt, ich spreche von den Leuten, die sich wegen einer extremen Gedächtnisschwäche ihre eigenen Überzeugungen nicht merken können. Solche Individuen machen zuweilen die Entdeckung, dass man auf der Grundlage reinen Nachdenkens anhand einer exakt abgezählten Anzahl von Axiomen und eines gesicherten Schlussverfahrens immer wieder dasselbe Ergebnis erzielt – wodurch tatsächlich Gedächtnis überflüssig wird. Ständiges Neudenken führt offenkundig auch zum Ziel. Überzeugungen muss man sich nicht merken, sondern ständig neu ableiten. Philosophen wären demnach Meinungsarchitekten, die immer wieder vom Null-Punkt starten.

Heute können wir uns das leider nicht leisten, weil hier eine Geschichte zu erzählen ist. Europa ist bekanntlich ein Eigenname, und Namen kommen nur in Geschichten vor, für deren Wiedergabe ein gewisses Maß an Gedächtnisanstrengung in Anspruch zu nehmen ist. Provisorisch schlage ich daher für die Tätigkeit des Philosophen eine zusätzliche Definition vor und sage: Philosophie ist allgemeine Situationstheorie. Philosophieren heißt Situationen theoretisieren. Eine Situation ist sehr allgemein zu bestimmen als ein Verhältnis des Zusammenseins von Elementen. Die Faktoren dieses Verhältnisses zählen sich in folgender Weise auf: Situationen sind Formen des Zusammenseins von Jemand mit Jemand und Etwas in Etwas. Was heißt das? Die ersten beiden Figuren sind unmittelbar verständlich: Jemand mit jemand – das bezeichnet eine personale Assoziation oder ein pri-

Vergil wurde zum Erfinder Europas, als er den Römern ein Textbuch schrieb, das ihnen helfen sollte, ihren beispiellosen politischen und militärischen Erfolg besser zu verstehen.

mitives gesellschaftliches Verhältnis; gelegentlich sagt man auch, es handle sich um die Dimension Intersubjektivität – ein nur mit Vorsicht zu gebrauchender Ausdruck. Mit den beiden Etwas hat es eine kompliziertere Bewandnis. Das erste Etwas soll unsere Accessoires, unsere Ausstattungen bezeichnen, also die ganze Escorte von Objekten, die an uns hängen und die übrigen erst im Laufe des 20. Jahrhunderts als selbständiges Thema des Denkens und des Gestaltens entdeckt worden sind; philosophisch geschah das durch Husserls Theorie der Lebenswelt und Heideggers Lehre von den zuhandenen Dingen, praktisch durch die Angewandte Kunst, die inzwischen Design heißt. Das zweite Etwas hingegen bezieht sich auf die Räume, in denen das Zusammensein von jemand mit jemand und etwas abspielt, es ist das Thema der Topologie bzw. der Theorie des Raumes, der Behälter, der atmosphärischen Ganzheiten – auch dies alles sind, nebenbei gesagt, relativ junge Eintragungen auf der Karte der philosophischen Disziplinen. Ich darf nebenbei anmerken, ein guter Topologe könnte zu unserer heutigen Tagungsstätte, diesem Ort zeitloser Schönheit, einige kritische Bemerkungen vorbringen. Ich verzichte darauf, im Interesse des Versammlungsfriedens – vorsorglich weise ich jedoch darauf hin, dass am Ende meiner Ausführungen einige Bemerkungen über die atmosphärische Verantwortung von Architektur stehen werden, was eo ipso den Gegenbegriff, atmosphärische Verantwortungslosigkeit, heraufbeschwört. Das mag als indirekter Hinweis auf den genius loci genügen.



Europa als dramaturgisches Phänomen: Ich habe in Aussicht gestellt, unser Thema aus einer eher ungewöhnlichen Perspektive anzugehen – was hiermit geschehen soll. Europa ist einer von den Gegenständen, die man philosophisch wie mythologisch weit herholen kann und weit herholen muss. Und zwar nicht von der üblichen Abholstelle, wo Europa-Rhetoren üblicherweise andocken. Wir beginnen unsere Geschichte diesmal nicht auf dem Rücken eines Stiers, nicht mit einer Jungfrau gleichen Namens, die sich aufgrund undurchschaubarer, abwegig erotischer Komplexe von einem kretischen Vitalitätsungeheuer abtransportieren lässt – man weiß nicht recht, worauf das hinaus läuft, oder man ahnt es und fragt nicht weiter. Nach meiner Überzeugung führt der kretische Pfad nicht wirklich dorthin, wo wir heute stehen, er erschließt nicht die richtige Abholstelle für einen fruchtbaren Diskurs über diesen Kontinent und seine geschichtemachenden Spannungen. Um Europa weit und richtig herzuholen – dazu muss man nach meiner Überzeugung auf eine andere

Stelle in unserem mythologischen Korpus zurückgehen, zu einer Urszene, die Vergil in seiner Aeneis beschrieben hat. Es handelt sich um einen wahrhaftigen locus classicus, der vielen von Ihnen vertraut sein wird. Theodor Haecker hat in einem bekannten Buch anfangs der 30er Jahre die früher weit verbreitete Meinung zum Ausdruck gebracht, man habe in Vergil den eigentlichen Vater Europas zu sehen – zu jener Zeit zog man es aus ideologischen Gründen vor, Abendland statt Europa zu sagen (daher der Titel des Buchs Vergil, Vater des Abendlandes). Vergil wurde zum Erfinder Europas, als er den Römern ein Textbuch schrieb, das ihnen helfen sollte, ihren beispiellosen politischen und militärischen Erfolg besser zu verstehen. Ich meine, noch heute kann man das von Ferne nachvollziehen, wenn man das US-amerikanische Beispiel danebenlegt. Die Römer der Augustuszeit standen im Grunde fassungslos vor ihrer eigenen Stellung in der Welt. Sie sahen sich außerstande anzugeben, wozu sie diese einzigartige Macht akkumuliert hatten. In dieser Lage setzte Vergil einen



neuen Akzent, indem er seinen Landsleuten erklärte, wozu es Römer gibt und welche Rolle sie im großen ganzen zu spielen haben. Vor allem schrieb er diese Deutung seinem Freund und Herren Oktavianus Augustus in das Stammbuch, doch auch nach Augustus mussten alle Erben der römischen Macht das vergilische Drehbuch memorieren. Doch man täusche sich nicht: bis in die sechziger Jahre des letzten Jahrhunderts wurden Europas Gymnasiasten dazu erzogen, das in der Aeneis aufgestellte Programm zu verinnerlichen – ich gehöre wohl noch zu einer letzten Generation von alteuropäischen Lateinschülern, die anhand Vergils in die Geschichte und Programmatik unseres Kontinents eingeweiht wurden. Die Aeneis las man auf dem Münchener Gymnasium noch als Grundbuch europäischer Bildung, selbstverständlich im Original.

Die Urszene Europas spielt sich auch hier zweistöckig ab – aber nicht so, dass oben eine junge Frau sitzt und unten ein vitales Untier seine Bahnen zieht. Vielmehr finden wir unten einen exemplarischen Verlierer, einen besiegten Kämpfer, den trojanischen Flüchtling, und oben einen alten Mann, zu müde, um selbst zu laufen.

An der Schlüsselstelle dieses Werks erfahren wir, was es mit Europa letztlich auf sich hat – und die Auskunft ist förmlich: Diese europäische Kultur und ihre politische Form ist die Gründung eines Mannes, der aus den Flammen floh und sich ein neues Leben suchte. Europa ist also ein Asyl für Verlierer, die eines Tages wieder obenauf sein werden. Die Urszene Europas spielt sich auch hier zweistöckig ab – aber nicht so, dass oben eine junge Frau sitzt und unten ein vitales Untier seine Bahnen zieht. Vielmehr finden wir unten einen exemplarischen Verlierer, einen besiegten Kämpfer, den trojanischen Flüchtling, und oben einen alten Mann, zu müde, um selbst zu laufen. Der Alte wird als Beutestück der Sohnestreue aus dem brennenden Troja mitgenommen – nicht zuletzt deswegen, weil man ihn noch für eine große Prophezeiung braucht – hierzu gleich mehr.

Das also ist das Urbild, von dem wir Europas Sein und Denken herleiten: die Flucht aus der Niederlage in den Sieg. Wenn wir an Europa denken, müssen wir uns einen westlich gelegenen Zielort vorstellen, an dem ein Mann aus dem Osten nach epischen Irrfahrten landet. Dieser exemplarische Verlierer betritt europäischen Boden, um dort sein Schicksal in die eigene Hand zu nehmen – nach dem Willen der Götter, wie es heißt. Vergil lässt seinen Helden in Italien landen, als habe er schon die Meinung gehegt, man könne ein neues Leben im Grunde nur in diesen Breiten beginnen. In der Antike konnte dergleichen nur als eine religiöse Frage beschrieben werden, während wir heute eher von einer Therapie durch Umsiedlung sprächen. Aber gleichgültig, ob

man eine antike oder eine moderne Deutung wählt, man könnte sagen, Europa war und bleibt eine Umwandlungsanlage für Verliererdepressionen. Wo Niederlage war, soll Sieg werden. Genau das ist es, was dem Flüchtling auf italischem Boden widerfährt. Will man einen Verlierer in einen künftigen Sieger umrüsten, muss man ihm ein großes Schicksal auf den Kopf zusagen. Bei Vergil wird dementsprechend die erste Urszene Europas – die Flucht des Sohnes aus der brennenden Stadt – durch eine zweite ergänzt: den Abstieg des Sohns in die Unterwelt, wo ihm die Toten seine künftige Mission und die seiner Nachkommen prophezeihen werden. Wo sonst als in der Unterwelt wäre eine solche Vision anzusiedeln? Im sechsten Buch der Aeneis steigt unser Held zu den Schatten hinunter und sucht die Region auf, in der die weissagenden Seelen residieren. Dort begegnet er dem Geist seines eigenen, inzwischen verstorbenen Vaters. Aus dem Munde dieses Mannes wird das Programm Europas verkündet – nicht umsonst hat das sechste Buch der Aeneis einen magischen Ruf. Es ist eine Stelle, die wir als junge Leute noch auswendig gelernt haben – eine Stelle, von der ich mich manchmal wundere, dass sie in den aktuellen Auseinandersetzungen über die europäisch-amerikanischen Differenzen so wenig zitiert wird. Anchises spricht zu seinem Sohn, indem er in die Ferne blickt, als habe er nicht ein Individuum, sondern ein Volk vor sich: „Du aber Römer, deine Aufgabe wird es sein, die Welt zu regieren.“ Da fallen die Schlüsselbegriffe, ohne die man die spätere Geschichte unseres Weltteils nicht versteht. Europa wird in der Hölle geweihsagt,



und geweissagt wird es als Imperium von weltumspannender Weite. Worin besteht die Mission eines solchen Reiches? Hierüber sagt Anchises das Nötige: „Parcere subjectis et debellare superbos“. Im Lateinunterricht hat man uns beigebracht, dies wörtlich so zu übersetzen: „Die Unterworfenen zu schonen und die Übermütigen niederzukämpfen“. Wir wissen aus aktueller Anschauung, dass diese Übersetzung modernisierungsbedürftig ist. „Parcere subjectis“ übersetzt man heute besser mit „die Verbündeten informieren“, während man „debellare superbos“ wiedergeben muss mit „die Schurkenstaaten niederbomben“. Dergleichen bleibt haften. Den Europäern, verkörpert durch ihr Mustervolk, die Römer, war vorhergesagt, dass sie herrschen sollen und wie sie sich dabei zu benehmen haben; ihnen war zugesichert, dass der Weltkreis ihnen zu Füßen liegen wird. Und ihnen war aufgetragen, sich in diese Rolle zu schicken, weil es das Fatum ist, das diese vorschreibt. Fatum heißt römisch nichts anderes als Gesprochenes, auf das man im Nachhinein zurückkommt. „Fatal“ ist eine Vorhersage, die in die Vergangenheit projiziert wird, um das, was wirklich gekommen ist, als Vorhergesagtes zu identifizieren. Das ganze Leben erscheint dann als Erfüllungsgeschichte dessen, was im Voraus statuiert wurde – sei es mündlich wie bei den Römern oder schriftlich wie bei den Moslems (deren Shibboleth mektub hieß: „Es steht geschrieben.“). Wir befinden uns hier offenbar in einer Epoche, in der die Menschen den Gedanken unerträglich finden, dass ihre eigene Macht und Größe ein sinnloses Zufallsgebilde sein könnte. Was exemplarisch gesagt wurde, das wird wahr – wie denn auch nicht, da die Römer es bereits wahr gemacht haben. Natürlich handelt es sich hier, wie immer bei großen Prophezeiungen, um eine vaticinatio post eventum, das heißt Weissagung im Nachhinein, anders gesagt um Dichtung – die Dichter sind die Propheten der Vergangenheit. Vergil hat den Zeitgenossen des Augustus das augusteische Rom geweissagt, und sie hatten nicht ganz unrecht, ihm zu glauben, denn sie lebten im augusteischen Rom.

Ich möchte schließlich noch auf eine dritte Szene verweisen, die durchaus nicht vergilisch ist, jedoch etwas mit der europäischen Grammatik zu tun hat. Europa ist ein Ort, an dem von alters her der Unterschied zwischen Siegern und Verlierern auf eine ganz besondere Weise dargestellt und zelebriert wird. Das haben die Griechen mit ihrer hoch agonalen Kultur vorweggenommen, und die Römer konnten an Traditionen des hellenischen Wettkampfs anknüpfen – allerdings nur, indem sie dem Sport der Griechen eine Wendung ins Blutige, Ernsthafte, Grausame gaben; man könnte sagen, indem sie die erste Massenkultur ins Leben riefen. Sie haben hierzu nicht nur den Athleten durch den Gladiator ersetzt, sie haben auch das griechische Stadion in die Arena transformiert und dort eine förmliche Religion des Wettkampferfolges begründet, eine Religion, deren Göttin die Fortuna war. Fortuna, von heute aus gesehen, ist eine Dämonin der Selektion. Sie überwacht Ausscheidungskämpfe, in der Arena nicht anders als auf Feldzügen und Märkten, sie hat ihre Lieblinge, die sie plötzlich fallen lässt, sie ist verführerisch irrational, sie gewährt ihre Gunst und verwehrt sie wieder. Sie ist die Göttin eines speziellen agonalen Günstlingswesens, wie man es heute noch in Gestalt von Sportprominenz kennt. Fortuna macht es möglich, dass taube Nüsse in höchste Höhen steigen und Leute von Substanz scheitern. Sie mag ganz offenkundig die einen und mag die anderen nicht. Mathematiker würden vielleicht sagen: Fortuna ist eine Allegorie des Risikos, sie ist das Risiko in vergöttlichter Gestalt.

Diese Fortuna wurde von den Europäern im Zeitalter der Seefahrt und der Expansion – man sagt auch in der Renaissance, also jener Zeit, in der die antiken Götter aus dem Exil zurückkamen – wieder entdeckt und in tausend Formen gefeiert. Die Venedig-Liebhaber unter Ihnen werden sich zweifellos an eine der schönsten Fortunen der Neuzeit erinnern: Auf dem Gebäude der Dogana, wo der Canale Grande vis-à-vis der Insel Giudecca ins offene Meer mündet, steht eine der großartigsten Fortuna-Statuen der Neuzeit, elegant, nackt, vergoldet, kokett balancierend auf der Kosmoskugel. Nota bene, es ist nicht die Erdkugel, worauf sie steht, es ist die Kosmoskugel, das klassische Weltsymbol, das runde Ganze, und sie steht traditionsgemäß auf einem Fuß, das andere Bein leicht angehoben, und mit den eigenen Händen hält sie das Segel vor sich empor, mit dem sie den Wind des Glücks einfängt. Es gibt keine schönere Allegorie des modernen Unternehmertums, seltsamerweise kehrt sie dem Offenen ihr Hinterteil zu – ich habe leider noch keinen Kunsthistoriker getroffen, der mir dieses Detail erklären konnte.

Europa ist ein Ort, an dem von alters her der Unterschied zwischen Siegern und Verlierern auf eine ganz besondere Weise dargestellt und zelebriert wird.



Nun sind die Europäer aber auch Menschen, die gegen den latenten Totalitarismus ihrer Erfolgsgeschichten eine Differenz einzuführen imstande sind – und diese macht, wie ich kurz zeigen möchte, das starke Spezifikum Europas aus.

Ich ziehe aus diesen schnellen Andeutungen eine eben so schnelle Konsequenz. Um Europäer zu sein, muss man zu den genannten drei Urszenen ein Verhältnis haben – zum Motiv des Asyls, zur Prophezeiung der Macht und zu den Siegerermittlungen in der Arena. Und doch reicht keine dieser Szenen als solche aus, das europäische Bewusstsein zu befriedigen. Es genügt nicht, an einem Asyl-Ort zu leben, wie es das alte Italien war, das Verlierer aus Troja großzügig beherbergte und Verlierern eine zweite Chance gewährte. Es genügt auch nicht, an der Hades-Weissagung künftiger Weltherrschaft teilzunehmen. Und schließlich genügt es nicht, sich für die Arenareligion der Sieger zu begeistern. Nicht umsonst haben die Europäer zu jedem diesem Kulte, wenn ich so sagen darf, auch die Antithese entwickelt, sie haben zu jedem Siegesrausch die komplementäre Ernüchterung entworfen. Ich darf bei dieser Gelegenheit daran erinnern, dass die Römer schon im ersten Jahrhundert vor Christus im Senatsgebäude einen Altar der Victoria aufgestellt hatten, wir würden heute übersetzen: einen Altar des Erfolges, militärisch gesprochen des Kriegsglücks, vor dem die Senatoren vor Beginn jeder Senatsversammlung eine Kulthandlung zu verüben hatten. Man wusste damals: Das Reich ist nichts anderes als ein Glückszusammenhang, der durch Siege konstituiert und durch kultische Erinnerungen an ihre Akteure konsolidiert wird. Nun sind die

Europäer aber auch Menschen, die gegen den latenten Totalitarismus ihrer Erfolgsgeschichten eine Differenz einzuführen imstande sind – und diese macht, wie ich kurz zeigen möchte, das starke Spezifikum Europas aus.

Wie das gemeint ist, lässt sich am besten durch den Hinweis auf das Hauptwerk des Kirchenvaters Augustinus erläutern. Neben Vergil ist Augustinus als zweiter Vater des Abendlands bzw. Europas anzusehen, und zwar indem er den Basismythos der römischen Geschichte, die große Erzählung vom Glück des Imperiums, auflöste und durch einen alternativen Glückszusammenhang ersetzte. Man versteht die Rolle Augustinus, wenn man in ihm einen Kontrastmythologen erkennt, der eine Erfolgsgeschichte beendet und eine andere an ihre Stelle rückt. Bekanntlich wurde gegen die Christen schon relativ früh der Vorwurf erhoben, sie beteiligten sich nicht am Caesarenkult – das heißt sie beteten nicht so zum Reichserfolg, wie die übrigen Römer in allen Weltgegenden es zu tun gezwungen und gewohnt waren. Kein Wunder also, dass man ihnen in Zeiten des daniederliegenden römischen Kriegsglücks den Vorwurf machte, sie seien am Verfall der römischen Tugenden schuld. Für die Bürger des späten 4. Jahrhunderts lag diese Frage in der Luft: Wenn Rom und sein Reich einen großen Siegeszusammenhang bildeten, warum kann

Rom dann so offensichtlich dem Verfall entgegenreiben, während die Christen sich immer mehr in der Gesellschaft etablieren? Bekanntlich war das Christentum nach Constantins Tod zur Staatsreligion geworden, aber das Kriegsglück wollte – trotz der Episode an der Milvischen Brücke – in dieses politische Gebilde nicht mehr zurückkehren. Manche Römer waren in dieser Situation geneigt, auf Suggestionen zu hören wie diese: „Die Christen bringen Unglück über uns, was aber Unglück bringt, muss eine falsche Religion sein.“. In ausgeführter Form können Sie das bei Edward Gibbon nachlesen, dem großen britischen Historiker des 18. Jahrhunderts, der im übrigen tatsächlich die Meinung vertrat, die Christen seien ursächlich mitschuld gewesen am Abreißen der altrömischen Erfolgssträhne. Was nun Augustinus angeht, so bot er sich dazu an, den Gegenbeweis gegen diese Anschuldigungen zu führen. Es war sein Ziel, die Christen vom Vorwurf der Verantwortung fürs römische Staatspech – besonders nach der Gotenplünderung von 410 – freizusprechen. Seine Schrift vom Gottesstaat ist nichts anderes als eine große Rechtfertigungsschrift, in der ein alternativer, ein nicht-staatlicher, ein moralisch-spiritueller Glückszusammenhang aufgerichtet wird. Augustinus will beweisen, dass alle Menschen Bürger zweier Welten sind, dass sie mithin an zwei Reichen gleichzeitig teilhaben. Tatsächlich sind sie zunächst Bürger der Civitas terrena – so heißt die bisherige Totale, der Lebenszusammenhang der irdischen Glücksgeschichten –, gleichzeitig jedoch gehören sie einem zweiten Glückszusammenhang an, nämlich der Civitas Dei, ein Ausdruck, den man des öfteren mit Gottesstaat übersetzt hat, den man aber besser als Gottesasyl oder als Gottesclub bzw. Verein der Freunde Gottes wiedergeben sollte. Asyl, Club, Verein – von alledem steckt etwas in dem überlieferten Ausdruck ecclesia oder Kirche, den man bis heute landläufig für diesen zweiten Zusammenhang verwendet. Die These

des Augustinus hat weitreichende anthropologische Konsequenzen: Nach ihr sind alle Menschen zugleich Einheimische und Asylanten, sie sind, indem sie Staatsbürger sind und bleiben, auch immer schon Asylnehmer Gottes, sie stehen mit einem Bein in dieser Welt und mit dem anderen auf dem Boden eines Asylantenheims oder Pilgerheims, eben der christlichen Kirche, die aus dem Jenseits herüberreicht in ihre weltlichen Verkörperungen. Folglich nehmen die Christenmenschen immer an doppelten Spielen teil. Die erste Runde gehört den Erfolgsspielen des irdischen Zusammenhangs, wo hart nach Siegern und Verlierern sortiert wird. Aber indem die Bürger-Christen zugleich Zuflucht genommen haben bei der zweiten civitas, nehmen sie auch, wenn man so sagen darf, an den Rückspielen teil, die unter Gottes Aufsicht abgehalten werden. Die Letzten werden die Ersten sein, hat man ihnen versichert, folglich wäre es möglich, dass unter dem Auge des großen Zuschauers andere Resultate als im irdischen Hinspiel erzielt werden. Es ist nicht ausgeschlossen, so will es die christliche Suggestion, dass sich das Verhältnis zwischen irdischen Verlierern und Siegern in der Arena Gottes umkehrt. Diese Hoffnung auf eine Revision der weltlichen Ergebnisse angesichts des göttlichen Beobachters ist etwas, was in europäischen Mentalitäten tief eingeschrieben ist. Sollte man den Begriff des guten Europäers neu definieren, so müsste man auf diese habituelle Reserve gegenüber dem Totalitarismus der immanenten Erfolgskämpfe hinweisen. Dies gilt nicht nur für die Volksfrömmigkeit, sondern in gewissem Maß auch für die Oberschichten – vom Heiligen Martin von Tours bis zu dem sozialistischen Milliardär Feltrinelli. Gewiss darf man die Spiritualität der Europäer nicht in übertriebenen Farben schildern, aber ohne eine gewisse Fähigkeit zur Distanzierung von den politischen und ökonomischen Tatsachen kann man sich von europäischen Drehbüchern und ihren psychologischen Prämissen keinen angemessenen Begriff

machen. Die Doppelung der Lebenssphären hat hier zu einer Art von Zwei-Reiche-Psychologie geführt. Sie hat einen Menschentypus begünstigt, der zu allem, was er tut, zweimal Stellung nehmen kann. Wie denn auch nicht, wenn die vorherrschende Religion selbst machtkritisch und erfolgssironisch verfasst ist?

Halten wir fest: Europa ist ein Ort, an dem Erfolge einerseits mit allen Mitteln gesucht, andererseits mit spiritueller Ironie relativiert werden. Lässt sich der Erfolg in Frage stellen, so lässt sich auch die Liebe relativieren. Dies gehört ebenfalls zum augustinischen Erbe – und eo ipso zu den Besonderheiten europäischer Kultur. Nach Augustinus leben wir stets in zwei verschiedenen Liebesordnungen, hier im weltzugewandten ordo amoris, dort im ordo amoris Dei. Im ersten Kontext lieben die Menschen falsch, im zweiten Kontext lieben sie richtig. Was heißt aber falsch und richtig in diesen Dingen? Das Richtige lieben, das bedeutet: man genießt, was man genießen soll, und gebraucht, was man gebrauchen soll. Das Falsche lieben hingegen meint, dass man genießt, was man gebrauchen sollte, und gebraucht, was man genießen sollte. Die lateinischen Ausdrücke lauten *uti* und *frui*. Die Einsichten, die mit ihnen bezeichnet sind, haben eine enorme Tragweite. Sobald es zur Verwechslung der Genussobjekte mit den Gebrauchsobjekten und umgekehrt gekommen ist, befinden sich die Menschen, nach Ansicht des tiefsinnigen Theologen, auf der schiefen Ebene der Perversion. Die irdische Liebesart beruht einerseits – um es philosophisch auszudrücken – auf der Instrumentalisierung des Absoluten, andererseits auf der Fetischisierung des Nützlichen – um es religionskritisch zu sagen. Der *ordo amoris terrestris* lässt sich nach dieser Diagnose als der allgemeine Generator des Unglücks identifizieren. Ich behaupte jetzt nun, ein wenig tollkühn, dass guten Europäern Zusammenhänge dieser Art, wie konfus auch immer, nie ganz fremd sein können.

Wenn Europa in kulturmorphologischer Sicht die Geburtsstätte jener Bewusstseinslage ist, die man in der Tradition die „kritische“ nennt, dann eben aus den genannten Gründen. Kritik heißt Unterscheidungen machen – und wo die beiden Sphären a priori so stark voneinander abgehoben sind, dort liegt Kritik quasi offiziell in der Luft.

Wenn nun das alles gilt, was ist dann Europa seinem Wesen nach? Europa ist nicht nur eine Weltgegend, es ist auch kein christlicher Club, (wie von türkischer Seite in den letzten Jahren gelegentlich im Tone des Vorwurfs bemerkt wird). Es ist auch keine Sprachgemeinschaft und nicht nur eine Währungszone. Europa ist, wenn ich es recht verstehe, ein Theater, in dem das umrisshaft beschriebene doppelte Programm tradiert und fortlaufend reinszeniert wird – das imperiale Programm ebenso wie sein besonnenes oder kritisches Gegenprogramm. Wenn wir Europa sagen, meinen wir eine Art von Improvisationstheater, auf dem ständig dasselbe Stück mit immer neuen Akteuren in immer neuen Dekorationen zur Aufführung kommt. Es ist eine Bühne, auf welcher dargestellt wird, wer zur Stunde die diensttuenden Träger der doppelten Programmatik sind. Man kann sich von der Plausibilität dieser Auffassung durch einen Blick auf die groben Umrisse der europäischen Geschichte nach dem Zerfall der weströmischen Staatsstrukturen überzeugen. Zunächst wird das Imperium, unter starken Verlusten, jedoch unter Bewahrung der mentalen Substanz, auf die *ecclesia* übertragen, die so zur ersten Trägerin des imperialen Gedankens in einer postimperialen Situation berufen wird. Zu einer förmlichen Neuaufnahme römischer Imperialität kommt es im fränkischen Europa erst unter Karl dem Großen. Von nun an wird das imperium romanum im Rahmen einer großen Nordwestverschiebung mit germanischem Personal nachgespielt. Die (eurozentrisch verstandene)



Europa liegt heute selbstverständlich in den USA, Washington ist, wie inzwischen jedes Kind weiß, das aktuelle Rom. Für uns ergibt sich hieraus die ironische Konklusion, dass Europa zur Zeit nicht in Europa ist.

Weltgeschichte ist seither tendenziell entweder an Westverschiebungen oder an Ostverschiebung des römischen Programms gebunden – und zwar bis in die nähere Zeitgeschichte. Man könnte soweit gehen zu behaupten, dass die politische Hauptkonfrontation der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts, der russisch-amerikanische Dualismus, eine über den ganzen Globus verschobene innerrömische Angelegenheit war. Was Europa im engeren territorialen und machtgeschichtlichen Sinn angeht, so folgt auf das karolingische Reich das ottonische, auf das ottonische das staufische, auf das staufische das habsburgische. Man wäre falsch beraten, in dieser Reihe nur Dynastienamen zu erkennen. Es handelt sich jedesmal um echte Modifikationen des imperialen Programms, wobei die Reichsübergabe an die neuen Häuser eine Variation des Grundmotivs hervorruft. Wir haben leider nicht genug Zeit, dies hier ausführlich nachzuweisen. Aber ich kann andeuten, wie innerhalb der Westverschiebung des Imperiums nacheinander eine Reihe von Reichskandidaten auftreten: Zuerst die Portugiesen als diejenigen, die die „Seenahme“, die Erschließung der Ozeane für die Europäer im 15. Jahrhundert geleistet haben. Dann die Spanier, die ein katholisches Commonwealth von weltumspannendem Charakter errichteten. Dann die Engländer, mit denen die Nord-Westverschiebung sich wieder stärker geltend macht (auf Kosten des Südwestens) – sie sind es, die das Commonwealth ohne Beiwort geschaffen haben, wir übersetzen es als das Weltreich des britischen Profits; auf sie geht die Nordatlantisierung der Weltmacht zurück, die sich bis in den Nato-Pakt als geopolitische Determinante auswirkt. Als störende Größe in diesem Transaktionstheater haben sich die

Franzosen seit dem 18. Jahrhundert aufgeführt, störend deswegen, weil sie dem Typus ihres Königtums nach ja keine Erben Roms sind. Die Franzosen sind, königsideologisch gesehen, keine Caesaren oder Caesaristen, sondern Davididen, sie führen ihr Königtum auf die Davidskrone zurück, nicht auf die römische oder cesarische Tradition. Ihnen schwebt ein anderer Typus von Souveränität vor, ein anderer Typus von Königtum – erst Napoelon I. bringt mit seiner fatalen Selbstkrönung mit dem goldenen Lorbeer sein Land auf die gefährliche neo-caesarische Spur. Schließlich mischen sich auch die Preußen ein – mit fatalen Implikationen, wie die Retrospektive erkennen lässt. Nachdem Preußen zur Führungsmacht aufgestiegen war, greift das preußifizierte Deutschland auch nach der imperialen Führungsrolle, wobei die eigenen alten staufischen Reichsträume unter bedenklichen nationalistischen Vorzeichen rezykliert werden. Nun spielt man Römerwelt als Preußenreich, und niemand lacht. Was aber imperiale Kuriositäten angeht, so wird den Preußen doch von einer andern Nation der Rang abgelauten, ich spreche von Belgien.

Wer wissen will, was das 19. Jahrhundert in politischer Hinsicht war, braucht sich nur daran zu erinnern, dass damals auch Belgien Weltherrschaftsansprüche erhob, in der Form zumindest, dass dieses improvisierte Land, das manche zu Unrecht mit einem Schokoladenimperium verwechselten, es in Afrika zu den größten gebracht hat. Belgisch-Kongo war größer als Europa, es befand sich mit seinen zwei Millionen Quadratkilometern im Privatbesitz der belgischen Krone. Was dort geschehen ist, können Sie in den Schwarzbüchern des Kolonialismus nachlesen. Mit dem Hinweis

auf den belgischen Imperialismus verbinde ich die Bemerkung, dass den Europäern vom 19. Jahrhundert an ihre Rom-Übertragungen in nationale Hauptstädte schlecht bekommen sind – denn sobald sich die imperialen Motive mit den nationalen amalgamierten, entstanden jene törichten Nationalimperialismen, deren Rivalität zur Selbsterstörung Europas führen musste.

Von hier aus liegt die Frage nahe: „Wo liegt Europa heute?“ – Die Antwort kann nicht anders gefunden werden als im Sinn der fortgehenden Westverschiebung. Europa liegt heute selbstverständlich in den USA, Washington ist, wie inzwischen jedes Kind weiß, das aktuelle Rom. Für uns ergibt sich hieraus die ironische Konklusion, dass Europa zur Zeit nicht in Europa ist. Wenn Europa ein Programm und nicht eine territoriale Substanz ist, so bleibt uns nur festzustellen, dass dieses heutigentags in den USA gespielt wird – von der Asylfunktion bis hin zur Transformation von ehemaligen Verlierern in neue Sieger (um vom offensiven Sicherheitskomplex im Innersten des militaristischen Komplexes zu schweigen) finden wir dort alle konstitutiven Faktoren. Die Europäer verstehen also die Welt nicht mehr – aus gutem Grund. In meinen abschließenden Bemerkungen möchte ich in einigen Andeutungen sagen, was zu tun wäre, damit die Europäer die Welt, und sich selbst in ihr, wieder besser begreifen. Dies kann, ich schicke es voraus, nur in der Weise geschehen, dass Europa zu seiner Dezentrierung oder Exzentrierung politisch originell, das heißt offensiv post-imperial, Stellung nimmt.



Zuvor aber will ich noch einige Bemerkungen zu meinem zweiten thematischen Pol vortragen und die oben aufgestellte These erläutern, dass Architektur Immersionskunst sei. Die Ausdrücke Immersion und Immersionskunst sind noch nicht sehr alt. Sie entspringen dem Diskurs über moderne Computerkunst, wo man seit den späten 80er und frühen 90er Jahren über das Eintauchen in künstliche Wahrnehmungswelten spricht. Es geht also um ein künstlerisches Verfahren, das mit dem Wort Immersion bezeichnet wurde. Immersion, englisch ausgesprochen, bedeutet, Sie lassen sich darauf ein, mit Hilfe von technologischen Apparaturen in künstliche Environments einzutauchen, etwa unter dem Datenhelm oder mittels einer elektronischen Brille. Durch diese Techniken werden Menschen endlich als Wesen ernst genommen, zu deren Natur selbst das Tauchen gehört – und zwar nicht bloß im nassen Element, sondern in Elementen oder Umgebungen schlechthin. Das Verfahren ist seit längerem bekannt, etwa aus dem Kontext der Pilotenausbildung in Flugsimulatoren; doch schon die Panoramen des 19. Jahrhunderts nahmen das moderne Problem des Halluzinationsmanagements und des Immersionswechsels vorweg. Es geht beim Phänomen der artifiziellen Immersionen darum, dass sich Umgebungen im Ganzen austauschen lassen – nicht nur die Bilder, die man, in der Regel gerahmt, in Galerien vor Augen hat. Immersion ist ein Entrahmungsverfahren für Bilder und Anblicke, die zur Umgebung entgrenzt werden. Sobald man das Prinzip Immersion begrifflich etabliert hat, findet man es in zahllosen Situationen wieder – gemäß dem alten Bewusstseinsgesetz, wonach alles Thematisch- und Auffällig-Gewordene eine Tendenz besitzt, sich häufiger bemerkbar zu machen als vor dem Thematisch- und Auffällig-Werden.

Dies führt uns notwendigerweise auf die Spur der Architektur, denn sie ist, zusammen mit der Musik, recht betrachtet, die ursprüngliche Form, in der das Eintauchen von Menschen in künstliche Environments zu einem kulturell kontrollierten Verfahren ausgebaut worden ist. Der Häuserbau ist gewissermaßen die Elementarstufe zur Immersionstechnik, indessen der Städtebau die entwickelte Stufe darstellt. Aber wie wir eben gehört haben, gibt es, über den Städtebau hinaus, auch noch so etwas wie einen Reichsbau – das heißt die Architektonik großer politischer Formen, bei deren Konstruktion militärische, diplomatische und psychosemantische bzw. religiöse Funktionen zusammenwirken. Am sichtbarsten wird der Reichsbau, wenn eine große politische Struktur sich handfest hinter einer langen Mauer verschanzt – man denkt unwillkürlich an den römischen Limes und an die Große Mauer der Chinesen. Hinter solchen Wänden sollte ganz offenkundig der Immersionszusammenhang des römischen oder des chinesischen Lebens sich vollziehen – das Dasein als Im-Reich-Sein der Bürger verstanden. Inzwischen haben wir eingesehen, dass man ein Imperium von innen nur erleben kann, wenn man in seine grundlegenden Geschichten eintaucht. Ohne Teilhabe an der Geschichte kann man nicht in den psychosemantischen Immersionszusammenhang des Imperiums eintauchen. In diesem Sinn ist die Historie selbst nichts anderes als ein Tauchbecken, in dem sich Mitschwimmer tummeln, und was man üblicherweise als Partizipation bezeichnet, ist in diesem Licht betrachtet bloß ein naives Tauchen in einem Mono-Kontext (indessen das, was man Kritik nennt, nur durch Immersionswechsel, als Baden in alternierenden Pools oder Kontexten lernen kann).

An dieser Stelle möchte ich eine ad-hoc-Definition der modernen Totalitarismen vorschlagen – eine Definition, die im gegebenen Kontext naheliegender erscheint. Das 20. Jahrhundert bot eine Reihe von Versuchen, die Bipolarität oder Gegensinnigkeit des europäischen Überlieferungszusammenhangs aufzulösen, mit dem Ziel, von neuem eindimensionale Machtgeschichten zu erzählen. Man hat das in der Monohistorie der Kommunisten ebenso erleben können wie in den Monohistorien der völkischen Bewegungen. Was man die Totalitarismen genannt hat, waren Anschläge gegen die Zwei-Reiche-Ontologien des Alten Europa, gegen die Freiheit des Kontextwechsels, gegen die Mehrdeutigkeit der doppelten Staatsbürgerschaft im materiellen wie im ideellen Reich. Die mächtigsten Ideologien des 20. Jahrhunderts waren egalitaristisch und anti-dualistisch ausgerichtet – sie galten dem Vorhaben, einen monologischen Erfolgs- und Machtzusammenhang aufzubauen, der nicht mehr von Wechselperspektiven und Doppelexistenzen irritiert werden könnte. Eben in diesem Kontext wird die Frage nach Sinn und Funktion von Architektur noch einmal dramatisch. Denn vergessen wir nicht, Architektur ist per se eine Form des Totalitarismus. Sie stellt ihrer Natur nach eine totalitäre Praxis dar. Warum? Weil sie sich eben mit der Immersion beschäftigt, das heißt mit der Herstellung der Umgebung, in die die Bewohner mit Haut und Haaren eintauchen. Wer sich ein Haus baut, erzeugt gewissermaßen den Raum-Dämon, von dem er in der Folge besessen werden wird – und die Architekten sind diejenigen, die Beihilfe leisten bei der Erzeugung von Formen der Wahlbesessenheit.



Das 20. Jahrhundert bot eine Reihe von Versuchen, die Bipolarität oder Gegensinnigkeit des europäischen Überlieferungszusammenhangs aufzulösen, mit dem Ziel, von neuem eindimensionale Machtgeschichten zu erzählen.

Ich erlaube mir in diesem Zusammenhang, an einen philosophischen Dialog des Dichters und Philosophen Paul Valéry aus dem Jahr 1921 zu erinnern: „Eupalinos oder der Architekt“. Hier werden zwei Gestalten der Antike heraufbeschworen, die wir aus dem corpus platonicum kennen, Sokrates auf der einen Seite, Phaidros auf der anderen. So ganz zufällig ist dieses Personal nicht gewählt, denn die beiden hatten in der Antike miteinander eine unvollendete Liebesgeschichte, so dass es plausibel scheint, sie unter veränderten Bedingungen noch einmal zusammentreffen zu lassen. Man erinnert sich: Phaidros war der einzige junge Mann, dem gegenüber Sokrates momentan die Kontrolle verlor, damals, in einer berühmten Passage des gleichnamigen Dialogs, in dem Sokrates bei einer Promenade außerhalb der Stadt einen Hauch von dionysischer Rührung verspürte – ein Zugeständnis, das Plato ansonsten nicht leicht zu machen bereit war. Ausgerechnet dieser Phaidros ist also zur Stelle, wenn es gilt, über Architektur zu reden. Und warum? Weil es beim Häuserbauen um ein Problem der Liebe geht – zumindest mittelbar und hintergründig. Der Totalitarismus der Architektur ist ein Totalitarismus der Liebe, der Raumliebe, der Hingerissenheit durch das, was uns nicht nur gegenüber ist, sondern uns wie eine Hülle umgibt. Architektur artikuliert das (von Bachelard so genannte) topophile Gefühl, indem sie den Raum herzustellen versucht, an dem man „ganz aufmacht“. Sein Haus bauen – das heißt den Ort und die Hülle erzeugen, wo man sich hingibt. Diese Auslieferung an die gebaute Umgebung ist etwas, was man üblicherweise als Eigenheim missversteht – doch erfahren wir bei Paul Valéry Gründe, dieser oberflächlichen Deutung des Wohnens zu misstrauen.

Der neue platonische Dialog, verfasst in der Zeit des Bauhauses von Weimar und der frühen Entwürfe von Le Corbusier, stellt meines Wissens das erste luzide Dokument dessen dar, was man die Immersionsdämmerung des 20. Jahrhunderts nennen könnte. Acht Jahre später nimmt der junge Heidegger in Sein und Zeit den Faden seiner Analyse des In-der-Welt-Seins und des Gestimmtheits auf – eine Provokation, der Heideggers Lehrer Husserl etwas später (in dem Krisis-Werk von 1936) die Analyse der „Lebenswelt“ entgegenstellen wird. 1921 bereits lässt Valéry in Eupalinos Sokrates Folgendes sagen:

„Es reizt mich, über die Künste zu schwätzen. Eine Malerei, lieber Phaidros, bedeckt nur eine Oberfläche, die einer Bildtafel oder einer Mauer, aber ein Tempel, wenn man an ihn herantritt oder gar das Innere dieses Tempels, bildet für uns eine Art von vollständiger Großheit, in der wir leben. Wir sind dann, wir bewegen uns, wir leben im Werk eines Menschen. Wir sind ergriffen und gemeistert von den Verhältnissen, die er gewählt hat, wir können ihm nicht entgehen.“

Der Totalitarismus der Architektur ist ein Totalitarismus der Liebe, der Raumliebe, der Hingerissenheit durch das, was uns nicht nur gegenüber ist, sondern uns wie eine Hülle umgibt.

Hier ist das totalitäre Motiv klar ausgesprochen. Im übrigen hören Sie in der Rede des Sokrates – etwas anachronistisch – eine Anspielung auf die Ansprache des Paulus auf dem Areopag von Athen, (nachzulesen im 17. Kapitel der Apostelgeschichte des Neuen Testaments), wo Paulus in einem tollkühnen theologischen Piratenstück den unbekanntem Gott der Griechen, (für den zu Athen ein Altar errichtet war – man weiß ja nie), für seinen Herrn Christus reklamiert. Paulus, der größte aller Piraten, suchte die schwache Stelle im Pantheon der Griechen und wurde fündig. Woraufhin er den Athenern zu verstehen gibt: Auch ihr, Bürger dieser stolzen Stadt, habt, ohne ganz zu wissen, was ihr tut, bereits den wahren Gott verehrt, nämlich den unbekanntem, dessen Pseudonym heute zu lüften ich die Ehre habe. Und hier folgt die großartige Formel von dem Gott, in dem wir leben, weben und sind – jetzt zitiere ich die Lutherübersetzung, die den älteren Sprechern des Deutschen, soweit sie im protestantischen Kulturäther aufgewachsen sind, noch im Ohr sein dürfte. „In ihm leben wir, weben wir und sind wir“ – das ist die unüberbietbare Grundaussage christlicher Raumphilosophie. Mit ihr ist gesagt, dass Menschen nicht einfach so in der Welt sind, wie die Kieselsteine und andere in sich verschlossene Entitäten in ihr herumliegen. Menschen sind ekstatisch in der Welt, sie sind im Modus der Weltoffenheit da, und offen sein heißt, beim Hiersein zugleich an anderer Stelle zu sein – dort und da in einem. Das geht so weit, dass man die Menschen oder ihre Seelen, der theologisch zugespitzten Aussage gemäß, geradezu in Gott sein und leben lässt, das heißt in einem Gegenraum, einem Überraum, der den profanen und physikalischen Raum durchdringt. Eben diese Aussage – oder besser eine Variante von ihr – legt Valéry nun seinem Sokrates in den Mund, indem dieser davon spricht, dass wir, wenn wir uns in einem Gebäude aufhalten, im Werk eines Menschen leben, uns in ihm bewegen und in ihm sind. Valéry weiß genau, was er zitiert, und indem er Paulus indirekt das Wort gibt, macht er sich gewissermaßen die theologische, die psychosemantische und immunologische Definition des Hauses zu eigen.

Bauen heißt immer auch ein
Phonotop erzeugen, einen
Geräuschort, der nach seinen
Bewohnern klingt.



Die Konsequenzen hieraus reichen weit. Das Haus ist sozusagen eine Tauchanlage, in der das immersive Weltverhalten der Menschen bedient wird. Das Wohnen ist die ursprüngliche Beziehung des Menschen zu seiner gestalteten Umgebung – ein Sachverhalt, der allerdings erst durch den Häuserbau eigens explizit gemacht wird. Das Wohnen in Häusern beinhaltet die Kunst, die erste Umgebung durch einen gestalteten Raum zu ersetzen. Der gestaltete Raum hat mit der Natur gemeinsam, dass er die Rolle des Gesamtumgebenden übernimmt. Er ist jedoch zugleich die vollständige Antithese zur Natur, da er durchwegs menschengemacht ist. Wenn Sie sich nun an meine vorhin gegebene Definition von Philosophie erinnern, verstehen Sie vielleicht etwas besser, was ich damals sagen wollte. Ich habe behauptet, die philosophische Situationslehre sei die Theorie des Zusammenseins von jemand mit jemand und etwas in etwas. Wir sehen jetzt, wie damit das Phänomen oder besser das Grundverhältnis der Immersion thematisiert wurde – wobei deutlich sein dürfte, dass Immersion erst wirklich interessant wird, wenn Kollektive in gemeinsamen Tauchanlagen gefangen sind, von den Liebespaaren bis zu den Diktaturen. Es ist faszinierend zu beobachten, wie Valéry's Sokrates dies mit einer akustischen Analyse verknüpft. Architekten bauen ihm zufolge nicht nur Häuser, in denen Menschen sich wie Körper in Körpern aufhalten; sie schaffen Räume, die von Lebensgeräuschen, von Sprache und von Musik erfüllt sind. Bauen heißt immer auch ein Phonotop erzeugen, einen Geräuschort, der nach seinen Bewohnern klingt.

Hierzu sagt Valéry:

„Im Werk eines Menschen zu sein wie Fische in der Welle, vollständig in ihm zu baden, in ihm zu leben, ihm zu gehören, lebst du nicht in einem beweglichen Gebäude? Ein bewegliches Gebäude, das immerfort erneuert war und immer erbaut, in sich selbst völlig hingegen an die Verwandlung einer Seele, die eine Raumseele war. Schien es dir nicht, als ob sie dich umgäben, dich, der wie ein Sklave unter die verteilte Gegenwart dieser Musik geraten war? Warst du nicht mit ihr eingeschlossen und gezwungen, darin zu sein wie eine Phytia in der Kammer voll Dämpfen?“

Diese Erläuterungen des Aufenthalts von Menschen in etwas mit etwas und anderem legt die Umriss des ästhetischen Totalitarismus in einer artifiziellen Umwelt offen. Nichts anderes ist die Architektur: Sie impliziert stets die freiwillige Knechtschaft in einer menschengemachten Umwelt. Wenn Sie den Menschen Häuserpläne vorlegen, machen Sie ihnen einen Versklavungsvorschlag. Dieser wird solange modifiziert, bis der zu Unrecht so genannte Bauherr sagt: „Genau das ist der Versklavungsvorschlag, den ich bewohnen möchte.“ Das Haus, in dem ich mich wohl fühle, ist der Dämon, den ich wähle, um von ihm besessen zu werden. Aber das gilt nicht nur für den Häuserbau. Es gibt zwei Künste, sagt Valéry, die den Menschen in den Menschen einschließen, im Medium Stein bei der Architektur, im Medium Luft bei der Musik. Beide Künste erfüllen unseren Raum mit künstlichen Wahrheiten.

Mir scheint, die Bedeutsamkeit der Valéry'schen Formulierungen ist kaum hoch genug einzustufen. Wenn der Entwurf von Wohnungen das Vorschlagen von willkommenen Unterwerfungen unter das Ambiente impliziert, so kommt dieser Tätigkeit ebenso eine anthropologische Funktion zu wie eine politische. Wohnungen sind montierte Immersionsanlagen, die das menschliche Dasein als plastische Aufgabe erläutern. In diesem Sinn ist der Architekt als Immersionsgestalter tätig. Besonders evident ist dies bei der sogenannten Innenarchitektur, die im wesentlichen nichts anderes tut als einbettende Situationen künstlich herzustellen. Wie weit das Bewusstsein von der Notwendigkeit dieser Tätigkeit inzwischen schon verbreitet ist, zeigt sich an der unermesslichen Literatur über Inneneinrichtungen, die inzwischen schon die Bahnhofsbuchläden erreicht hat, dieses endlose Schrifttum über das Wohnen mit Stil, über Altbaurenovierungen, über Küchen- und Bäderluxus, über Air-Conditioning, über Lichtkultur, über Ferienhausgestaltung und Möbel. Das alles verrät, auf wie breiter Front die Botschaft von der Einbettung im selbst gewählten Mikromilieu als die therapeutische Maxime der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts ihr Publikum erreicht hat. Die ganze Interieurindustrie hält sich bereit zur Weckung und Differenzierung solcher Ansprüche. Bezeichnenderweise hat sich das Einbettungsbewusstsein nach 1945 jäh entpolitisiert und von den erhabenen kollektivistischen Sphären zurückgezogen, als wollten die Menschen nie mehr etwas davon hören, dass es Künste gibt, die den Menschen in den Menschen einschließen.

Es ist, als ob das kollektive Gedächtnis die intuitive Einsicht bewahrt hätte, dass je größer die Immersionen in zusammenfassenden Einheiten formatiert sind, desto stärker die totalitäre Versuchung in den Vordergrund tritt. Es zeigt sich heute, dass die Menschen der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts vom Reichebau gar nichts mehr halten. Sie scheinen nach der Devise zu leben, nie wieder Erfolgsgeschichte im Großen. Sie ziehen es vor, sich auf Baumärkten die Elemente zusammenzusuchen, die ihnen helfen, sich gegen totalitäre Immersionen zu immunisieren. Es scheint ihnen unmittelbar evident, dass sie ihre Glückszusammenhänge in kleineren und privateren Formaten weben müssen. So gesehen sind die Baumärkte die eigentlichen Garanten der Demokratie. In ihnen hat der Antitotalitarismus des Alltags seine populäre Stütze. Die Moral dieser Geschichte liegt auf der Hand. Expressis verbis hieße sie: „Wohnt bei euch selbst und verweigert die Immersion in falschen Kollektiven! Wohnt nicht in der völkischen Totale. Lasst euch nicht auf Übervergesellschaftungen ein, möbliert euch bei euch selber, übernehmt Verantwortung für den Mikrototalitarismus eurer Wohnverhältnisse. Und vergesst nie: In euren Wohnungen seid ihr unfehlbare Päpste eures eigenen schlechten Geschmacks.“

Die Zeit ist zu weit fortgeschritten, als dass ich Ihnen noch Näheres über die zeitgemäße Ausbalancierung des Totalitarismus des Wohnens durch pluralistische Techniken vortragen könnte. Gern hätte ich einiges ausgeführt über die Dialektik zwischen den beiden signifikantesten Bauformen des 20. Jahrhunderts, den Einzimmerwohnungen und den Sportarenen – den Isolatoren und Kollektoren, den Kapseln für die Einzelnen und die kleinen Einheiten und den Hüllen für die Vielen und die großen Versammlungen. Im Rahmen eines umfangreichen Buches (das unter dem Titel Sphären III, Schäume im Spätherbst 2003 erscheint) habe ich jüngst eine Untersuchung vorgelegt über das, was ich die grauen Symbiosen nenne. Damit bezeichne ich Zusammenkünfte von der Art der hier (auf Jersey) stattfindenden. Graue Symbiosen sind Tageszusammenkünfte, hinter denen kein fanatisches Feuer brennt. In der Systemtheorie bezeichnet man solche Situationen als symbiotisch, zu deren Durchführung die Teilnehmer physisch anwesend sein müssen. Kirchengeschichtler kennen für die physische Zusammenkunft der Würdenträger den Ausdruck „Synode“ – nach dem griechischen „synodos“, die Zusammenkunft. „Hodos“ heißt der Weg, „synodos“ bezeichnet die Tatsache, dass man, um hier zusammenzusein, Wege zurück-

legen musste. Nachdem dies gesagt ist, können wir anerkennen, dass die moderne Gesellschaft prinzipiell asynodisch verfasst ist, denn soziale Ensembles modernen Typs sind nicht als ganze tagungsfähig, aus vielfältigen Gründen. Einer davon ist architektonischer Natur: Es gibt keine Kollektortechniken, die reale Zusammenkünfte von zwanzig oder fünfzig oder hundert Millionen Menschen organisieren könnten. Moderne Menschen sind folglich Leute, die irgendwie verstanden haben, dass sie Mitglieder eines unversammelbaren Kollektivs sind.

Versammlungsunfähigkeit ist das erste Merkmal moderner Gesellschaften. Dennoch versammeln sich ununterbrochen irgendwo irgendwelche Leute unter irgendwelchen Vorwänden, und tauchen momentan in die symbiotische Situation ihrer Versammlung ein – in der Gewissheit, bald wieder aufzutauchen und sich anderswohin begeben zu können. Dies geschieht naturgemäß stets in kleineren und mittleren Größenordnungen, weit unterhalb der Totale. Ich füge in Parenthese hinzu, dass man von hier aus einen präzisen Begriff des Totalitarismus gewinnen kann, denn totalitär sind genau diejenigen politischen Formen, die von dem Phantasma angetrieben werden, es könne auch in

Es zeigt sich heute, dass die Menschen der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts vom Reichebau gar nichts mehr halten. Sie scheinen nach der Devise zu leben, nie wieder Erfolgsgeschichte im Großen.



der modernen Gesellschaft die Vollversammlung aller geben – man denke an die Nürnberger Festspiele, die zwischen 1933 und 1938 unter dem Titel Reichsparteitage stattfanden. Sobald man das durchschaut hat, werden diskrete Versammlungen möglich (und die Möglichkeit solcher Versammlungen wird begreiflich), ohne dass wir die asynodische Grundsituation dementieren müssten. Bei den grauen Symbiosen werden wir durch gemeinsame Interessen zusammengeführt, für ein paar Stunden, ein paar Tage. Der Wahrheit über unsere Unversammelbarkeit zollen wir Tribut, dass wir, kaum angekommen, an die Abreise denken. Nach dem Gesagten lässt sich dies auch so ausdrücken, dass wir während der aktuellen Immersion bereits den Immersionswechsel vorbereiten.

Mögen wir keine Bürger zweier Reiche mehr sein, bleiben wir doch Pendler zwischen Situationen. Weil aber das In-Sein in gestalteten Räumen unsere Grundsituation ausmacht, liegt auf der Hand, dass sich die Architektur ihrer Zuständigkeit für die Formung der Situationen bewusst bleiben muss. Architektur ist vor allem anderen Immersionsgestaltung. Zur Ethik der Raumerzeugung gehört die Verantwortung für die Atmosphäre. Ihr wird man gerecht durch Offenheit, Umzugsfreundlichkeit, Sinn für Reversibilität. Anthropologen können Architekten den Rat geben, sie mögen stets darauf Rücksicht nehmen, dass Menschen Wesen sind, die zwischen Einbettungswünschen und Ausbruchswünschen oszillieren.



Europa – Freier Markt für Dienstleistungen

Prof. Dr. Norbert Walter
Chefvolkswirt Deutsche Bank AG, Frankfurt



Europa ist schon lange eine Baustelle und wird es auch noch lange bleiben. Selbst das Aussehen des fertigen Baues ist noch nicht sicher. Das ist wahrlich offene Architektur. Während das Bauwerk in der Innenansicht oft weniger attraktiv – weil unfertig – aussieht, ist es, in den Augen unserer beitragswilligen Nachbarn in Ost- und Mitteleuropa von außen betrachtet, unzweifelhaft attraktiv. In weiter entfernten Teilen der Welt, gibt es sogar eine Art von Neid auf die europäische Zusammenarbeit und die europäischen Institutionen. Das ist in historischen Zeitverhältnissen eine sehr neue Entwicklung, denn viele Jahrhunderte lang hatte Europa ein gänzlich anderes Image.

Wir Europäer haben viele Jahrhunderte lang – vor allem im Verlauf des frühen 20. aber auch im 19. Jahrhundert – die Welt durch Kriege und Eroberungen in Atem gehalten. Dieses kriegerische und sich zerfleischende Europa, das nach innen und nach außen keine Ruhe fand, hat nach dem zweiten Weltkrieg die Kraft und den Willen zu einer Neuausrichtung gefunden. Seitdem ist Europa nach innen eine permanente Baustelle mit vielen kleinen und großen Fortschritten, die das Bild nach außen formen. Das Ganze fing im Jahre 1952 mit der Schaffung eines gemeinsamen Marktes für Kohle und Stahl – zwei für die Nachkriegszeit elementare Güter – zwischen Deutschland, Frankreich, Italien und den Beneluxländern im Rahmen der so genannten Montanunion an. Wenig später, 1957, unterzeichnete dieselbe Staatengruppe die Römischen Verträge, deren Ziel die Bildung einer Zollunion, eines gemeinsamen Wirtschaftsraums war. Vieles

von dem, was wir in den 40 Jahren danach entwickelt haben, ist im Grunde in den Römischen Verträgen schon angelegt: der Abbau der Zölle, der freie Verkehr für Personen, Dienstleistungen und Kapital, ja sogar eine Angleichung der innerstaatlichen Rechtsvorschriften war anvisiert.

Trotz der ehrgeizigen und zielbewussten Formulierung am Anfang der Integration Europas, wurde der europäische Integrationsprozess ständig hinterfragt. Umfang, d.h. Mitgliedsstärke, wie auch die Ausgestaltung der Institutionen im Hinblick auf die Vertiefung Europas wurden fortwährend überdacht.

Heute nach mehr als 50 Jahren gibt es zwar keinen monotonen aber doch einen klaren Entwicklungstrend. Im Jahre 2003 steht Europa kurz vor einer weiteren, aufregenden Stufe, die dem Integrationsprozess an beiden Enden – sowohl hinsichtlich des Umfangs wie auch der Ausbildung der Institutionen – einen wirklichen dramatischen Schub gibt. Zum 1. Mai 2004 wird sich die EU 15 um acht weitere Länder aus Mittel- und Osteuropa erweitern.

Später, 2007, werden wohl die beiden Nachzügler, Bulgarien und Rumänien, folgen. Und bis 2010 werden die Nachfolgestaaten der Republik Jugoslawien auch dazugehören. Mit anderen Worten, in sieben Jahren ist Europa ein Europa der 30 Mitgliedsländer.

Wir sind mitten in einer hochdynamischen Phase der europäischen Erweiterung. Nicht nur der Umfang der Europäischen Union vergrößert sich, auch die institutionelle Tiefe gewinnt hinzu: Heute an diesem Tag, dem 19. Juni 2003, treffen sich die Staats- und Regierungschefs der europäischen Union in Thessaloniki, an der Wiege unserer europäischen Geschichte in Griechenland. Sie beraten über die Entwürfe, die der Verfassungskonvent im Verlauf der letzten gut zwölf Monate erarbeitet hat. Die Idee dieses Konvents, aber noch viel mehr seine Zusammensetzung, ist phänomenal: Auch diejenigen, die noch nicht Mitglieder sind – wie Polen, Rumänen, Tschechen und Ungarn sind in diesem Gremium voll – mit allen Rechten und Pflichten – aufgenommen. Dieser umfassende Ansatz hat dem Konvent eine ganz besondere Prägung gegeben und nicht zuletzt viele gute Ideen für die Gestaltung eines Verfassungsentwurfs hervorgebracht.

Es ist also schon viel geschehen. Doch bei aller Euphorie über die jüngsten Erfolge sollte man die Meilensteine, bzw. Epochen, im europäischen Integrationsprozess nicht vergessen.

Die große wichtige Zwischenstufe für Europa waren die 80er Jahren in denen sowohl der einheitliche Binnenmarkt geplant, wie auch dessen Vollendung durch die europäische Währungsunion auf den Weg gebracht wurde. Die Architekten dieser beiden elementaren Teile des europäischen Gebäudes waren die Franzosen unter der Führung von Jacques Delors, ohne den die Integration Europas nicht so entschieden vorangeschritten wäre. Doch auch den Deutschen kommt keine unwichtige Rolle zu: So engagierte sich der damalige Bundesbankpräsident Karl-Otto Pöhl in der Delors-Kommission für die Gestaltung der einheitlichen Währung, und Helmut Kohl trat energisch für die Einführung dieser gemeinsamen Währung, den Euro, ein. Ohne Kohl würde es den Euro nicht geben.

Im Vergleich zu dem Engagement der Politik, hat die Wirtschaft nahezu nichts zur Weiterentwicklung Europas beigetragen. Der Umstand, dass die europäische Zentralbank in Frankfurt ist, war eine rein politische Entscheidung. Doch gab es einzelne Personen, wie den ehemaligen Vorstandsvorsitzenden der Deutschen Bank, Alfred Herrhausen, der sowohl für die europäische Währungsunion wie auch für die deutsche Einigung in seiner viel zu kurzen Lebenszeit entschlossen eintrat. Sein Engagement war eher die Ausnahme als die Regel: Auch in der Wirtschaft dominieren die Reden über den Wandel und leider nicht die Umsetzung der Ideen, die etwas verändern. Noch weniger Veränderungslust zeigt generell die deutsche Bevölkerung: Wenn die deutsche Bevölkerung in der Verantwortung für das Zusammenwachsen

Europas gewesen wäre, gäbe es das heutige Europa wahrscheinlich nur rudimentär. Der „deutsche Michel“ ist eher status-quo-verliebt und gemütlich, der Störungen dieses Gleichgewichts nicht für gut heißt und wenn möglich unterbinden möchte.

Glücklicherweise hat die Politik genug Kraft und Vision aufgebracht, den Integrationsprozess Europas voranzutreiben. Doch ist dieser noch lange nicht zu Ende, geschweige denn in einem stabilen Gleichgewicht. Vielmehr wird der Erweiterungsprozess in den nächsten Jahren ähnlich unstetig vorstatten gehen wie bisher. Es sieht trotzdem so aus, als ob die Bevölkerung in den neuen Mitgliedsländern sich in den Referenden für die Mitgliedschaft in der Europäischen Union aussprechen wird. Die Zustimmungsraten wie auch die Wahlbeteiligung in den Beitrittsländern sind nennenswert. Beide Tatbestände sind keineswegs trivial, denn die neuen Mitgliedsländer der Europäischen Union haben erst nach 1990 wieder ihre volle Souveränität zurückgewonnen. Die jetzige Zustimmung für den EU Beitritt so kurz nach dem historischen Umbruch ist sowohl auf der individuellen wie auch auf der politischen Ebene beachtenswert: Gerade erst haben sie Freiheit und Selbständigkeit von der Sowjetunion zurückgewonnen und schon müssen sie sich wieder einbringen und einbinden lassen in die Europäische Union. Das ist keine triviale politische Aufgabe. Angesichts dieser historischen Ausgangslage, ist es umso bemerkenswerter, dass aller Wahrscheinlichkeit nach dieser Prozess in der nächsten Zeit glatt ablaufen wird. Auf einem anderen Blatt steht allerdings die Zustimmung für die europäische Verfassung,

Glücklicherweise hat die Politik genug Kraft und Vision aufgebracht, den Integrationsprozess Europas voranzutreiben. Doch ist dieser noch lange nicht zu Ende, geschweige denn in einem stabilen Gleichgewicht. Vielmehr wird der Erweiterungsprozess in den nächsten Jahren ähnlich unstetig vorstatten gehen wie bisher.

Da die wirtschaftliche Lage sich nicht nur für die Weltwirtschaft sondern auch für die Beitrittsländer schwieriger darstellt, als vor kurzem noch vermutet, ist auch das Erfüllen der Beitrittsbedingungen nicht in der kurzen Frist in Sicht. Einige der Beitrittsländer in Osteuropa haben zu hohe Haushaltsdefizite, wenn auch deren Staatsverschuldung durchgängig niedriger ist als die der EU 15-Länder.

die in sehr vielen Ländern wieder über Referenden ablaufen wird. Nicht nur in die Tiefe sondern auch in der Breite wird die EU-Integration in den nächsten Jahren weiter fortschreiten: Die Erweiterung um Rumänien und Bulgarien ist keine Frage des „Ob“, sondern nur eine Frage der Zeit. 2007/2008 werden die beiden Nachzügler wohl auch im Boot sein.

Wann die neuen Länder den Sprung in die europäische Währungsunion machen, ist eine weitere konkrete und auch anstehende Frage, wenn auch deren Antwort derzeit schwerer geworden ist. Da die wirtschaftliche Lage sich nicht nur für die Weltwirtschaft sondern auch für die Beitrittsländer schwieriger darstellt, als vor kurzem noch vermutet, ist auch das Erfüllen der Beitrittsbedingungen nicht in der kurzen Frist in Sicht. Einige der Beitrittsländer in Osteuropa haben zu hohe Haushaltsdefizite, wenn auch deren Staatsverschuldung durchgängig niedriger ist als die der EU 15-Länder. Diese hohen Schuldenstände der EU-Altländer sind das Resultat einer jahrelangen, quasi-sozialistischen staatlichen Daseinsvorsorge vor allem bei der Altersvorsorge. Vor solchen Fehlern waren die Länder Mittel- und Osteuropas bislang gefeit und werden – hoffentlich – diesen Weg auch in Zukunft nicht einschlagen, so dass die Staatsverschuldung nicht zu einem kritischen Kriterium für sie werden sollte. Hingegen ist es für diese Länder relativ schwierig, die Inflationsrate rasch auf das sehr niedrige Euroland-Niveau herunter zu schrauben. Die noch vorstatten gehenden Strukturänderungen werden mit hoher Wahrscheinlichkeit auch Preissteigerungen zur Folge haben.

Doch Europa ist nicht dabei zu zerbrechen. Es ist offenkundig, dass Europa ein einheitlicher Wirtschaftsraum ist, und dass diejenigen, die dort aktiv sind, alles daran setzen werden, diesen Wirtschaftsraum zu hegen und zu pflegen.

Der Beitritt Großbritanniens zur Währungsunion ist nicht nahe. Eher werden die Kunden vom europäischen Kontinent noch eine Weile in England mit dem Pfund zahlen. Das ist, neben den Unbequemlichkeiten und den Kosten der Wechselkursschwankungen, auch ein Faktor, der maßgeblich für das Gewicht und Ansehen Europas in der Welt ist.

Alles in allem ist der Schluss vernünftig, dass der Beitritt zur Währungsunion wahrscheinlich – nicht nur zwei Jahre –, sondern eher drei bis vier Jahre nach dem EU-Beitritt, also 2007/2008 erfolgen wird.

Einige Länder, wie Estland, Litauen und Bulgarien, haben freilich schon jetzt eine sehr feste Bindung an den Euro, da sie auch in ihrer Vergangenheit keine stabilen Währungen gehabt haben. Für sie war und ist diese sehr enge Orientierung an der Gemeinschaftswährung fundamental wichtig, um Vertrauen in die Geldwertstabilität im Land sicherzustellen. Darüber hinaus ist der Euro selbstredend die Währung, in der jeder Vertrag zwischen Unternehmen in den Beitrittsländern, wie der tschechischen Republik, Polen oder der Slowakei, und Firmen in EU-Mitgliedstaaten denominiert ist. Mit anderen Worten, selbst dort, wo der Euro noch nicht offizielles Zahlungsmittel ist, stellt er das gebräuchlichste internationale Zahlungsmittel dar.

Dies sind in der Realität beobachtbare Umstände. Doch bleibt ein Reigen von Fragen, für den die Antworten offen sind. Wie wird es mit der europäischen Verfassung weitergehen? Geht Europa bald über den Bosphorus hinaus? Welche Bedeutung wird Europa für die internationale Ordnung haben? Wird sich Europa vor allem mit der internen Selbstorganisation befassen und/oder werden wir Europäer auch wieder einmal einen Teil der Gestaltung internationaler Aufgaben übernehmen können? Sind wir fähig und willens mit den Amerikanern als Partner die Weltordnung zu gestalten, wird es ein Konkurrenzverhältnis, oder bleiben die Amerikaner auf Dauer der dominante Part? Diese Frage brach in ganz akuter Form im Zusammenhang mit dem Irakkrieg auf und hat Europa gespalten. Der Verteidigungsminister der USA, Donald Rumsfeld, hat die Europäer, je nach

Unterstützungshaltung und Loyalität zu den Amerikanern, in das alte und das neue Europa geteilt. Daraus entstand die Vorstellung, dass Europa dabei ist zu zerbrechen. Doch Europa ist nicht dabei zu zerbrechen. Es ist offenkundig, dass Europa ein einheitlicher Wirtschaftsraum ist, und dass diejenigen, die dort aktiv sind, alles daran setzen werden, diesen Wirtschaftsraum zu hegen und zu pflegen. Weder diejenigen, die der „Koalition der Willigen“ angehören – das so getaufte „neue Europa“ – noch jene die den kriegsführenden Amerikanern und Briten ihre Unterstützung entzogen und sich vehement gegen die Form der Irak-Intervention der amerikanischen Administration wandten – das „alte Europa“ – werden demnächst dem gemeinsamen Europa den Rücken kehren und sich über Abgrenzung beziehungsweise Nähe zu den USA definieren. Es ist – glücklicherweise – nicht die Zeit in Kleinstaaterei zurückzufallen, denn die heutigen wirtschaftlichen Verflechtungen in Europa lassen die Kosten für eine dauerhafte, politische Feindseligkeit zwischen den großen Volkswirtschaften in prohibitive Höhe schnellen. So wären viele europäische Hersteller, allen voran so große wie Airbus, schnell in einer ausgewachsenen Krise, wenn ihnen der amerikanische Absatzmarkt fehlen würde. Europa braucht Amerika in wirtschaftlicher, aber auch politischer und militärischer Hinsicht. Die Einsicht macht sich glücklicherweise auch in Berlin und in Paris breit, so dass die Diskussionen im Vorlauf und während des Irak-Krieges sich nicht zu einer tieferen und schwierigeren Dauerkrise auswachsen werden. Auch die Amerikaner sind glücklicherweise nicht, wie Robert Kagan beschreibt, nur Mars (d.h. kriegerisch). Auch sie akzeptieren seit den Anschlägen vom 11. September erhebliche Kompromisse in zentralen, ihre Gesellschaft konstituierenden Gebieten, den Freiheitsrechten, die durch den „Home Land Security Act“ auf unbestimmte Zeit stark beschnitten sind – hier zeigt sich die an vielen Stellen durchschimmernde Angst der

Amerikaner. Es lohnt sich also auch bei der Beurteilung der Psychologie einzelner Länder nicht in Stereotypisierung und Schwarz-Weiß Malerei zu verfallen, sondern einen Blick auf mehrere Facetten zu werfen. Die Amerikaner sind nicht nur Mars, auch sie werden in geraumer Zeit wieder ein offenes Ohr für mehr Zusammenarbeit haben. Und Europa wird sich weiter integrieren und nicht aufspalten, wie einzelne Stimmen schon befürchtet hatten. Im Gegenteil, die EU wird sogar immer größer. Ein sehr wichtiger Schritt für Euroland steht freilich aus. Die Erweiterung nach Nord-Westen, um England und Skandinavien.

Die Frage hierzu ist allerdings im Gegensatz zu den osteuropäischen Beitrittskandidaten, ob sich England in absehbarer Zeit mental innerhalb Europas einfinden wird. Das ist eine schwierige Frage, die aber wahrscheinlich intuitiv mit „Nein“ für die nächsten Jahre beantwortet werden muss. Die Erfahrungen auch mit jungen Engländern, deren geistige Heimat ganz offensichtlich nur England aber nicht Europa ist, lassen solche Schlüsse zu. Prognosen über die Frage, wann England in Europa konstruktiv, auf allen Ebenen, vor allem im Ministerrat mitarbeiten wird, fallen dementsprechend enttäuschend aus: Vor 2010 stehen die Chancen – gelinde gesagt – schlecht. Der Beitritt Großbritanniens zur Währungsunion ist nicht nahe. Eher werden die Kunden vom europäischen Kontinent noch eine Weile in England mit dem Pfund zahlen. Das ist, neben den Unbequemlichkeiten und den Kosten der Wechselkursschwankungen, auch ein Faktor, der maßgeblich für das Gewicht und Ansehen Europas in der Welt ist. Wenn England der Eurozone beitrete, würden der europäische Binnenmarkt und die europäische Währungsunion im Urteil der Weltgemeinschaft – vor allem in Asien und Amerika – ein kraftvolleres und gewichtigeres Ansehen haben. Doch leider scheint diese Perspektive eher in der Ferne zu liegen. Mit anderen

Ein solches Desinteresse für derart wichtige Themen deutet darauf hin, dass derzeit niemand das Thema Europa antreibt. Der Motor in und für die Integration von Europa war in der Vergangenheit und ist heute auch noch die Europäische Kommission.

Ziel ist es, in Europa Kapitalmärkte, Banken und Versicherungsmärkte zu haben, die konkurrenzfähig mit denen der Vereinigten Staaten sind.

Worten: England wird, ebenso wie die Schweiz, Euro-Land höchstwahrscheinlich erst nach Kroatien werden. Auch wenn das weder ökonomisch ideal noch gerechtfertigt ist, so stellt das wohl eine politische Realität – nicht für immer, aber wohl noch für eine gewisse Zeit – dar. Irgendwann wird auch der Zeitpunkt gekommen sein, dass England beitrifft: Dies wird passieren, wenn die Nachteile der Nicht-Teilnahme groß genug erscheinen, um die Haltung zu korrigieren. Der europäische Weg ist also wie auch in der Vergangenheit nicht geradlinig und glatt, sondern gestaltet sich eher holprig.

Doch es besteht kein Zweifel darüber, dass sich Europa stetig weiter entwickelt. Vieles ist schon erreicht, doch – wie so oft – sind es die wichtigen, kleinteiligen Aspekte, die es noch anzugehen gilt. Ohne eine Feinjustierung wird immer Sand im Getriebe des Binnenmarktes bleiben. Der weitere Prozess ist jedoch kein Selbstläufer, sondern muss immer wieder erneut durch Initiativen angeschoben werden. Die Frage ist nur, wer diese „unbequeme“ Rolle des Antriebers übernehmen kann und soll. Nach Mitterand und Kohl gab es eigentlich keinen Staatschef mehr, der Europa voran gebracht hat. Und auch eine Bürgerbewegung in Sachen Europa – die alternativ oder zusätzlich als Antriebskraft wirken könnte – ist nicht existent. Zumindest in einer solchen Form, dass man sie als eine Bewegung von Wirtschaft oder Gesellschaft hin zu einem mächtigen Europa, zu einem institutionalisierten Europa, bezeichnen könnte. Seit den Initiativen für den Binnenmarkt und für die europäische Währungsunion, gab es lediglich hinsichtlich der Ost-Erweiterung noch eine starke Dynamik. Sogar die so wichtige Verfassungsdebatte war eine Debatte im exklusiven Kreise der Konventsmitglieder und nicht eine der Bürger, der Wirtschaft und der Wissenschaftler an den Universitäten. Diese Gruppen haben an dieser Diskussion nicht teilgenommen. Erst nachdem die Medien das Thema anhand des Konflikts einer möglicherweise janusköpfigen Exekutive – der Frage, ob es zwei Präsidenten in Europa, einen des Ministerrates und einen der Kommission, geben wird – aufgriffen, begann eine Diskussion.

Ein solches Desinteresse für derart wichtige Themen deutet darauf hin, dass derzeit niemand das Thema Europa antreibt. Der Motor in und für die Integration von Europa war in der Vergangenheit und ist heute auch noch die Europäische Kommission. Dennoch, bei aller Hochachtung vor dem derzeitigen Kommissionspräsidenten Romano Prodi, muss man doch erkennen, dass er sich nicht im gleichen Maße wie Jacques Delors als Motor der europäischen Integration einsetzt. Glücklicherweise ist er in seiner Aufgabe nicht allein und hat einige andere Mitstreiter, die an Europa und seiner Ausgestaltung nachhaltig arbeiten. Da wäre Mario Monti, der Wettbewerbskommissar, dem die äußerst wichtige Aufgabe obliegt, den Wettbewerb in Europa zu garantieren: Dies tut er in leisen, aber entschlossenen Tönen auf der Basis von zweifelsfreien Konzepten und durch sein Geschick bei der Bildung von Koalitionen. Er ist – als einer der wenigen Politiker – in Amerikas Wirtschaft und Politik bekannt und respektiert und kann sich auch gegen so mächtige Manager, wie den ehemaligen CEO von General Electric, Jack Welch durchsetzen. In Mario Monti hat die Kommission einen potenten, außerordentlich auf den freien Wettbewerb und dessen Förderung orientierten Kommissar, der eine klare Antriebskraft für die Fortentwicklung der Wirtschaftsordnung Europas ist. Während sich Mario Monti generell um Wettbewerb im Wirtschaftssystem Europas kümmert, gibt es einen zweiten, sehr wichtigen Mann, dessen Aufgabe die Weiterentwicklung des Finanzsektors ist. Der siebzehnjährige Holländer und Jurist Frits Bolkestein will in harter Arbeit bis 2004 den so genannten „Financial Services Action Plan“ durchziehen und auf diese Weise die Integration des europäischen Finanzmarktes vorantreiben. Ziel ist es, in Europa Kapitalmärkte, Banken und Versicherungsmärkte zu haben, die konkurrenzfähig mit denen der Vereinigten Staaten sind.



Europa ist zwar ein Binnenmarkt, aber trotz der offenen Grenzen und des freien Güterverkehrs besteht noch immer eine Fülle von administrativen, technischen und organisatorischen Barrieren, die der Verwirklichung eines noch effizienteren Wirtschaftsraums entgegenstehen.

Während diese Aufgabe bei Versicherungen minder schwer erscheint, ist dies bei Banken schwieriger und in den Kapitalmärkten eine richtig kapitale Aufgabe. Nur der Geldmarkt ist durch die Einführung des Euro schon weitestgehend integriert. Auf den anderen Teilmärkten des Finanzmarktes hat Frits Bolkestein alle Hände voll zu tun. Doch auch wenn das Ziel und der zeitliche Rahmen sehr ehrgeizig ist, besteht kein Zweifel, dass er mit seiner eisernen Durchhaltekraft seine Amtsperiode voll ausnutzen will und die beste Besetzung für diese Aufgabe darstellt.

In der Diskussion um eine weitergehende Marktintegration kommt oft die Frage nach der Notwendigkeit auf. Europa hat doch schon seit Ende des Jahres 1992 offiziell einen Binnenmarkt, die früheren Demarkationen der Nationalstaaten sind oft nicht mehr erkennbar und die Güter und Dienstleistungen zirkulieren frei im gesamten Gebiet. Warum nun erneut eine Initiative zur weiteren Integration?

Europa ist zwar ein Binnenmarkt, aber trotz der offenen Grenzen und des freien Güterverkehrs besteht noch immer eine Fülle von administrativen, technischen und organisatorischen Barrieren, die der Verwirklichung eines noch effizienteren Wirtschaftsraums entgegenstehen. Es geht u.a. um durchaus beträchtliche Unterschiede in Besteuerung, in Zulassungsbedingungen und in Ausbildungsverordnungen, die dafür sorgen, dass grenzenloser Wettbewerb zum Nutzen der Konsumenten und natürlich auch zur Förderung der Wettbewerbsfähigkeit der europäischen Unternehmer noch keine Realität ist. Vor allem die Dienstleister, dieser stetig an Bedeutung gewinnende Teil der Wirtschaft, sind von diesen Hindernissen besonders betroffen. Auch wenn in vielen Köpfen – vor allem den deutschen – das Bild des Industrieunternehmens unumstößlich mit der „Wirtschaft“ gleichgesetzt wird, ist doch diese Assoziation veraltet. Die oft noch existente Vorstellung, dass der größte Teil der Wertschöpfung aus der

Produktion von Eisen und Stahl, chemischen Produkten, Autos und Maschinen kommt, und demnach diesen Sektoren die meiste Aufmerksamkeit zu schenken ist, scheint mehr der Karl Marxschen Zeit entlehnt zu sein als einer ernsthaften Betrachtung unserer heutigen Realität.

Wo solche Denkmuster dominieren, haben Dienstleistungen einen schweren Stand: Sie werden oft nicht als grundsätzlich wohlfahrts- und wohlstandsstiftend anerkannt. Doch ein Blick auf die volkswirtschaftliche Gesamtrechnung enthüllt, dass der überwiegende Teil der wirtschaftlichen Tätigkeit – über 2/3 der gesamtwirtschaftlichen Wertschöpfung – im Dienstleistungssektor stattfindet und dass die Wachstumsmärkte alle in diesen Bereichen liegen. Deutschland ist also de facto kein klassisches „Schwerindustrie“-Land mehr, obwohl hierzulande Ingenieure und die Industrie als Inbegriff von Wirtschaftstätigkeit begriffen werden.

Doch weder eine Reaktion hin zu vermehrten Anstrengungen auf diesen Gebieten wettbewerbsfähig zu werden, ist zu bemerken, noch scheint die Tatsache, dass Dienstleistungen der Wachstumsmarkt der Zukunft sind, in den Gemütern der meisten Deutschen angekommen zu sein. Es scheint, als ob Deutschland bewusst die Augen vor dem Strukturwandel der letzten 30 Jahren verschließt.

Es ist auch das gleiche Land, in dem fast alle professionellen Dienstleister – Wirtschaftsprüfer, Datenbroker, Unterhaltungsindustrie – amerikanischer Herkunft sind – sehr zum Leidwesen der Deutschen. Doch weder eine Reaktion hin zu vermehrten Anstrengungen auf diesen Gebieten wettbewerbsfähig zu werden, ist zu bemerken, noch scheint die Tatsache, dass Dienstleistungen der Wachstumsmarkt der Zukunft sind, in den Gemütern der meisten Deutschen angekommen zu sein. Es scheint, als ob Deutschland bewusst die Augen vor dem Strukturwandel der letzten 30 Jahre verschließt. Nicht nur die Heimat der im deutschen Markt operierenden Unternehmen deutet darauf hin, ein einfacher Blick in amtliche Statistiken genügt. Der Sektor der rund 2/3 der Wertschöpfung generiert, wird mehr als stiefmütterlich behandelt: Während der Agrarsektor und auch die Industrie im Detail dokumentiert sind, herrscht Dunkelheit bei solchen elementaren Zahlen wie Beschäftigte und hergestellte Produkte im Dienstleistungsbereich. Die Dienstleistungsstatistik ist in einem unvorstellbaren Maße unterentwickelt: sowohl konzeptionell als auch was den Umfang anbelangt. Auch hier haben die Amerikaner mit ihren Buchhaltungsvorschriften – US GAAP – viel bessere Antworten auf die Herausforderungen einer sich tertiarisierenden Wirtschaftsstruktur als unser Kontinent. Obschon auch in Europa der Dienstleistungsbereich immer größer und bedeutender ist, wird er dennoch weder in Politik noch in der Gesellschaft wirklich aktiv wahrgenommen.

Durch den technologischen Fortschritt wird die vorher unumgängliche Notwendigkeit der räumlichen Nähe aufgehoben. Doch wengleich die „totale“ Internationalisierung theoretisch fast möglich wäre, bleiben lokale Besonderheiten im europäischen Binnenmarkt und in der globalisierten Welt bestehen.

Aus diesem Umstand resultiert, dass auch die Änderungen in Fragen der Regulierung und Harmonisierung des Dienstleistungssektors in Europa verschleppt worden sind und weiter nicht die angemessene Beachtung erfahren. Hinzu kommt, dass sich der Dienstleistungsbereich selbst weltweit in dramatischer Weise durch den technologischen Fortschritt wandelt. Unsere Welt hat sich in der Art und Weise der Zusammenarbeit durch die rasante Entwicklung der Informations- und Kommunikationstechnologie dramatisch geändert. Vor allem das Internet und die dadurch ermöglichte schnelle und kostengünstige Kommunikation über E-Mail und die Existenz von mobilen Telefonen sind als maßgebliche Faktoren zu nennen. Hier geht es nicht nur um einen technologischen und damit wirtschaftlichen Wandel, sondern um eine Veränderung unserer gesellschaftlichen Wirklichkeit. Mit dem allgemeinen Wandel eröffnen sich vielfältige Nischen – viele kleine Teilbereiche, ermöglicht durch neue Technologien – die alle dem Bereich der Dienstleistungen angehören. Dank der Technik ist es heute möglich, die Wertschöpfungskette in immer kleinere Teile aufzuspalten und die einzelnen Glieder an den verschiedensten Plätzen dieser Welt anzusiedeln. Outsourcing kann heute, unterstützt durch die Raum und Zeit verbindende Technologie, weit intensiver betrieben werden, als noch vor zwei Jahrzehnten. Sceptikern, die entgegen jeder Empirie an der Existenz dieser internationalen Arbeitsteilung zweifeln, da es schon wegen der Zeitunterschiede unmöglich sei, viele Dienstleistungen out to sourcen, müssen erkennen, dass sie die Flexibilität der Welt unterschätzen. Es gibt genügend gut ausgebildete Menschen, die in vorgelagerten Zeitzonen, wie in Kiew, zu niedrigen Löhnen gute Dienstleistungen, wie beispielsweise Übersetzungen zu einem Zehntel des deutschen, bzw. einem Fünftel des amerikanischen Gehalts mitten in der Nacht erbringen. Und in unseren Hochlohnländern gibt es in der Wertschöpfungskette genügend Teile, die outgesourct werden können, und es gibt auch genügend Unternehmer und Manager, die sich dessen bewusst sind und

über das Internet Aufträge ausschreiben. Solche Beispiele illustrieren eingängig, dass die Technologie die Lebenswirklichkeiten verändert hat – auf internationaler Ebene aber auch im nationalen Bereich, in der betrieblichen Wirklichkeit. Es ist heute für eine gute Zusammenarbeit nicht mehr vonnöten, faktisch in einem Gebäude, in einem Raum zusammen zu sitzen. Remote Access – der Zugang von außen ins Firmennetz – ermöglicht stark flexibilisierte Arbeitsprozesse. Durch den technologischen Fortschritt wird die vorher unumgängliche Notwendigkeit der räumlichen Nähe aufgehoben. Doch wengleich die „totale“ Internationalisierung theoretisch fast möglich wäre, bleiben lokale Besonderheiten im europäischen Binnenmarkt und in der globalisierten Welt bestehen. Zum Teil sind das lokale oder nationale Besonderheiten wie Steuergesetze, Vorschriften, Sprache und Kultur. Diese werden natürlich nicht aufgelöst, sondern bleiben weiterhin bestimmend für Geschäftsentwicklungen. Ein europäischer „One size fits all“-Ansatz wird niemals für alle Aufgaben dienlich sein, da die Besonderheiten bestimmter Regionen natürlich auch weiterhin lokaler Antworten bedürfen. Es geht hier um natürliche, evolutionär bedingte Unterschiede zwischen Regionen des europäischen Binnenmarktes, die bedacht und auch in Geschäftslösungen umgesetzt werden müssen, um im ganzen Binnenmarkt erfolgreich zu bestehen. Das soll aber auch nicht falsch verstanden werden: Hier soll kein Plädoyer für kleinteiliges, auf das Dorf und die umliegenden Firmen reduziertes Wirtschaften – wie das so oft im Versorgungsbereich in Deutschland der Fall ist – gehalten werden. Vielmehr müssen Erfahrungen auf mindestens nationaler Ebene gemacht werden, um genug Expertise für die europäische und die internationale Dimension anzusammeln. Diejenigen Länder, die eine eher zentrale Organisation der Versorgungswirtschaft wie Wasser und Energie haben – Frankreich ist hier ein gutes Beispiel – besitzen in der europäischen Dimension in diesen Infrastrukturbereichen nennenswerte organisatorische Vorteile.

Es wird offenkundig, dass es viele Bereiche für Dienstleister gibt, in denen eine große Spannweite von Fragen existiert, auf die für neue unternehmerische Herausforderungen geeignete Antworten zu finden sind.

Wie wird sich der europäische Markt für Dienstleistungen weiterentwickeln?

Es wird sicherlich viele Unternehmer geben, die keine Ruhe geben werden, diesen sich immer mehr öffnenden Markt für sich zu nutzen. Und die Verweigerungshaltung, die teilweise gegenüber diesem Prozess zu beobachten ist, entbehrt mit der heutigen institutionellen und vertraglichen Integrationstiefe jeder Basis: Wir werden stetig durch den europäischen Gerichtshof und die europäische Kommission an die – selbstaufgelegten – Regeln erinnert und es wird erwartet, dass wir diese in unsere nationalen Gesetzestexte umsetzen.

So werden Dienstleistungen im Gesundheitswesen in der nächsten Zeit massiv an Bedeutung gewinnen, und dieser wird aus seiner alten provinziellen Orientierung heraustreten.

Das Prinzip, dass in jedem Krankenhaus so gut wie jede Krankheit behandelt wird – für deren Remedur es dann jeweils teure Maschinen gibt – kommt einer riesigen Kapitalverschwendung gleich.

Mit mehr Wettbewerb und höheren Anforderungen wären auch die Professoren per se besser und würden härter arbeiten, um ihre Dienstleistung – die Lehre – für ihre Kundschaft – die Studenten – zu verbessern

Es gilt also, sich schon heute auf die Möglichkeiten eines integrierten Dienstleistungsmarktes einzustellen, um die damit entstehenden Chancen voll ausnutzen zu können. Doch gerade in Europa darf bei aller Euphorie über scheinbar grenzenlose Möglichkeiten nicht vergessen werden, dass de facto gerade bei Dienstleistungen regionale Besonderheiten eine herausragende Rolle spielen. Es besteht die Gefahr, dass kluge und überzeugende Ideen keinen Erfolg zeitigen, nur weil ein i-Tüpfelchen fehlt. Mit anderen Worten, es gilt wahrscheinlich die Talente, die wir in einer Reihe von Dienstleistungsbereichen besitzen, mit lokalem Talent zu verbinden, um wirtschaftlich erfolgreich zu sein. Rare Ausnahmen bestehen trotzdem: Aldi, der Discounter, hält sein Konzept „gute Ware zu geringen Preisen“, d.h. Geschäfte mit kleinen Margen aber großem Umsatz, strategisch durch.

An diesem Beispiel wird zweierlei erkenntlich: Erstens gibt es Ideen, die weiter tragen als in die Region und selbst als in die Nation. Zweitens bedarf es neben der guten Idee auch der Klugheit, zu differenzieren zwischen Lösungen und Gütern, die für alle uniform gut sind, und solchen, die eines lokalen Anstrichs bedürfen.

Von den vielen Facetten des Dienstleistungsmarktes seien hier nur ganz wenige genannt. Dienstleistungen sind aber das große neue Feld mit enormen Wachstumspotenzialen in der nahen Zukunft. So werden Dienstleistungen im Gesundheitswesen in der nächsten Zeit massiv an Bedeutung gewinnen, und dieser wird aus seiner alten provinziellen Orientierung heraustreten. Erste Anzeichen für einen aufkeimenden Wettbewerb machen sich heute schon breit – die Ursache ist eine stetig ansteigende Selbstbeteiligung der Patienten, was Anreize zur Kostenorientierung in sich birgt. Noch ist es ein kleiner Teil der Bürger, die in Mallorca oder Ungarn zum Zahnarzt gehen – doch informieren die Massenmedien mittlerweile, welcher Zahnarzt in diesen Gegenden von welcher Krankenkasse akzeptiert wird. Ein untrügliches Zeichen dafür, dass ein Prozess losgetreten worden ist. In Zukunft werden bestimmte Gesundheitsleistungen nicht mehr an die Stadt oder das Dorf räumlich gebunden sein. Es ist offenkundig, dass bestimmte Behandlungen ökonomischer, d.h. besser und kostengünstiger, durchgeführt werden können als durch „rund um“ versorgende Krankenhäuser und Ärzte im Landkreis oder in der Stadt.

Das Prinzip, dass in jedem Krankenhaus so gut wie jede Krankheit behandelt wird – für deren Remedur es dann jeweils teure Maschinen gibt – kommt einer riesigen Kapitalverschwendung gleich. Auch im Gesundheitsbereich sollte der Gedanke Einzug halten, dass durch Spezialisierung und Wettbewerb – bis hin auf die europäische Ebene – beträchtliche Gewinne und auch bessere Behandlungen erreicht werden können.

Bleibt also die Bildung als eines der letzten nationalen Refugien. Es stellt sich die Frage ob das heute noch gut so ist? Ist es nützlich, dass wir Deutschen im Kollektiv in allen gesellschaftlichen Gruppierungen und politischen Parteien – dem einzigen ökonomischen Gedanken der das Studieren effizient macht, nämlich der Einführung von wirklichen Studiengebühren, nachhaltig im Wege stehen. Auf der einen Seite mehren sich die Beschwerden über das lange Studieren und die hohe Abbrecherrate, aber auf der anderen Seite wird die Gratis-Bildung als unabänderliches Menschenrecht wahrgenommen. Nicht beachtet wird, dass, wenn die Studiengebühr 5.000 Euro pro Semester beträgt, beide Probleme – langes Studieren und hohe Abbrecherquote – mit einem Schlag weggewischt wären. Doch diese Überlegung ist leider eher rhetorischer Natur, da gänzlich unrealistisch. Die Bürger zahlen hohe Steuern und Abgaben, um diese unnötig teuren Universitäten zu finanzieren. Im Gegenzug sehen sie Schulen wie auch Universitäten als „prepaid“ an und senden ihre Kinder – fast immer – in staatliche Schulen und öffentliche Universitäten. Dort sind dann entschieden zu viele Kinder in Relation zu den Lehrkörpern, mit dem Resultat, dass die Ausbildung dort schlecht ist. Im Ergebnis verlassen Menschen die deutschen Schulen und Hochschulen die weniger gut ausgebildet sind und, schlimmer noch, zu lange mit der Ausbildung verbracht haben. Es wäre offenkundig gut, wenn deutsche Studenten in den Bildungseinrichtungen möglichst oft mit sehr guten Studenten aus anderen Ländern zusammen treffen und von diesen auch herausgefordert würden. Gleiches gilt ebenso für die Institution Universität: Auch sie sollte herausgefordert werden, ihre Leistungen zu verbessern: Das richtige Mittel wären Studiengebühren, die sie nur erhält, wenn sie gute Leistungen bietet. Mit mehr Wettbewerb und höheren Anforderungen wären auch die Professoren per se besser und würden härter arbeiten, um ihre Dienstleistung – die Lehre – für ihre Kundschaft – die Studenten – zu verbessern.

Es ist höchste Zeit mehr Markt im Bildungswesen zuzulassen und hier einen Markt für Dienstleistungen entstehen zu lassen. Wettbewerbliche Öffnung gepaart mit vermehrtem europäischen Austausch sind dringend erforderlich.

Auch wenn dies sich sehr unerreichbar für die deutsche Hochschullandschaft anhört, ist in vielen Ländern das Bildungswesen schon so organisiert. Und das mit Erfolg! Die besten und begabtesten Studenten zieht es in solche Systeme. Auch die besten Forscher bleiben gerne, und auch die besten Professoren aus der ganzen Welt bevorzugen ein solch dynamisches Bildungswesen. Der Systemwettbewerb ist also schon lange entschieden. Die deutschen Universitäten hingegen sind weit abgehängt im internationalen Wettbewerb um die besten Studenten – nur die deutschen Musikschulen haben noch internationales Renommee. Das ist zu wenig – hängt doch unsere Zukunft entscheidend von der Qualifizierung unserer jungen Nachwuchsgeneration ab. Diese wird zwar auch von der Primärstufe der Ausbildung bestimmt, aber in hohem Maße durch das Niveau der Universitäten.

Die Lösung in Deutschland, dass ein staatlicher Monopolist ohne Leistungsanreize hier in Deutschland die volle Handlungsmacht hat, gilt es angesichts dieser Erkenntnisse schnellstmöglichst zu revidieren. Es ist höchste Zeit mehr Markt im Bildungswesen zuzulassen und hier einen Markt für Dienstleistungen entstehen zu lassen. Wettbewerbliche Öffnung gepaart mit vermehrtem europäischen Austausch sind dringend erforderlich. Nicht nur die Universitäten sind hier gemeint, nein, schon beim Schüleraustausch muss hier angesetzt werden. Auch die Lehrer – vor allem jene für den Fremdsprachenunterricht – müssen ins Ausland. Und natürlich nicht zuletzt auch die Studenten. Pisa war der Weckruf im Bildungswesen. Doch sind viele Bereiche – Arbeitsbereiche – von den hier exemplarisch genannten Missständen betroffen, in denen es keine Pisastudien gibt: Auch der Bereich der Architektur, fällt darunter. Gerade für die Architektur – die zu Stein gewordene Kultur – wäre das, was ich gerade eben gesagt habe, außerordentlich fruchtbar. Es gilt, auch in der heutigen Zeit, sich immer ein Stück der europäischen Geschichte vor Augen zu halten.

Schon im Mittelalter war es – auf allen Gebieten – selbstverständlich, dass man sich an dem im europäischen Raum Größten orientiert hat. Warum kann sich diese Norm nicht mehr durchsetzen? Warum ergreifen wir nicht die Herausforderung und machen Europa zu unserem Referenzpunkt – die Orientierungspunkte sind gegeben: Die großen Leistungen der Vergangenheit, wie sie selbst auf unseren Euro-Noten abgebildet sind.

Angefangen mit der 5 Euro-Note und dem ältesten Baustil bis hin zur 500 Euro-Note, die sich dem 20. Jahrhundert widmet, wird in diesem Streifzug durch die europäische Geschichte offenkundig, wie viel Großes Europa schon geleistet hat. Es gilt, diese Herausforderung anzunehmen.



Zwischen Tradition und Innovation: Architekten in Europa

Hadi Teherani
Architekt, Hamburg

Meine Damen und Herren, ich werde Sie jetzt in eine Bilderwelt entführen, die Ihnen unseren Gestaltungsansatz anhand einer exemplarischen Projektauswahl erklärt. Ein Ansatz zwischen Tradition und Innovation, wenn Sie so wollen. Traditionell, weil ich versuche im Sinne eines – ich sage mal – „aus der Vergangenheit sollten wir lernen“ und das Bekannte als Basis für Weiterentwicklungen nutzen, zu arbeiten. Gleichzeitig gehen zahlreiche Innovationen mit unseren Planungen einher und Themen wie Photovoltaik etc. sind für uns selbstverständlich. Doch behaupte



ich, dass Architekten insbesondere hinsichtlich ökologischer und gesellschaftlicher Aspekte auf Lösungen zurückgreifen sollten, die sich über Jahrhunderte bewährt haben und die uns andere Kulturen noch heute vorleben. Auf dem heutigen Stand der Technik ist technologisch selbstverständlich fast alles zu erreichen, doch oft durch sehr komplexe, kostenintensive und anfällige Systeme. So birgt Hightech auch immer die Gefahr, einfache physikalische Gesetze unnötigerweise durch Technologie zu ersetzen. Sehen Sie dazu zwei Beispiele, die uns inspiriert haben:

Das sind Fotografien aus meiner Heimat Persien. Sie sehen eine landestypische Dorfbauweise. Bemerkenswert ist das traditionelle Klimasystem. Hier ist es gelungen, über Jahrhunderte Häuser zu bauen, welche die besondere Eigenschaft haben, dass sie zum einen materialgerecht gebaut sind, sprich Material aus der Region benutzt haben und dass sie hinsichtlich ökologischer Gesichtspunkte für uns noch immer vorbildhaft sein können. Warum? Diese Lehmhäuser sind alle kühl durch die Nutzung von Speichermasse. Seit Jahrhunderten werden die Wohnbauten auf die natürlichen Begebenheiten abgestimmt, um die Gebäude zu belüften. Sie sehen im Schnitt des Gebäudes, wie der warme Wind durch entsprechende Windtürme von außen in das Gebäude und in einen Innenhof über ein Wasserbecken geleitet wird. Durch das Streifen des Wassers und die gesteigerte Zirkulation wird die Luft im Gebäude gekühlt und die Kälte in der Gebäudespeichermasse gespeichert. Die erwärmte Luft im Gebäude wird durch die kühle Luft verdrängt, steigt auf und entweicht durch den Innenhof. Das einfache, natürliche Klimasystem funktioniert seit Jahrhunderten. Heute ersetzen wir diese intelligenten Systeme leider zu oft



durch komplizierte Technik. Wärme und Kälte erreichen wir immer durch Klimatechnik. Aber wie Sie sehen, gibt es bereits andere Möglichkeiten, die sich bewährt haben, dabei kostengünstig und ökologisch sind und von denen sehr viel zu lernen ist.

Dass die Hofhäuser bis heute so geplant werden, hat nicht allein klimatische Gründe, sondern politische und religiöse Aspekte spielen eine ebenso bedeutende Rolle. Der Innenhof ist das Zentrum islamischer Familien. Und es ist das Reich der Frau. Sie kann sich hier aufhalten, ohne sich verschleiern zu müssen. Dazu hatte sie in der islamischen Öffentlichkeit politisch kein Recht. Meist bis heute. Dies ist also ein weiterer Grund für die Hofhäuser. Sprich: Politik und Gesellschaft werden Teil der Architektur und drücken sich in ihr aus. Diese Aspekte sind auch für Bothe, Richter, Teherani von großer Bedeutung, sie werden in die Bauaufgabe integriert, und diesen wird mit Offenheit und Ganzheitlichkeit begegnet. Hier ein weiteres Beispiel: Sie sehen Windtürme am Rand der Wüste. Sie funktionieren nach demselben einfachen und ökologischen Prinzip.

Bürohaus Doppel-XX,
Hamburg

In der Einführung habe ich bereits erläutert, dass wir den Anspruch haben, Architektur ganzheitlich zu gestalten. So versuche ich stets an diverse Komponenten gleichzeitig zu denken und alle Aspekte für den Ort und das Grundstück zu definieren. Und Ganzheitlichkeit bedeutet: das architektonische Konzept im städtebaulichen Kontext wieder zu finden und ein ökologisches, ökonomisches, kommunikatives Gebäude zu entwerfen. Ein Gebäude, das darüber hinaus Identität schafft und erfolgreich vermarktbar ist. Ein Gebäude, das Emotionen weckt. All diese Aspekte gelten für uns – für jedes Projekt. Ich denke, die angestrebte Ganzheitlichkeit ist das Rezept für den Erfolg, den wir mit unseren Gebäuden in den letzten Jahren hatten. Ich sage immer: der Entwurf ist schon da: man muss ihn nur noch erkennen. Das heißt: wenn man auf ein Grundstück blickt, ist eigentlich schon alles gesagt. Vor einem liegt der Entwurf. So arbeite ich, so arbeiten die Teams in unserem Büro. Ich werde oft gefragt: wann gehen dir deine Ideen aus? Jedes Gebäude sieht anders aus und du realisierst zeitgleich zehn Projekte und mehr. Alle sind unterschiedlich – wie geht das? Ich sage dann, die Ideen kämen ja nicht von mir, sondern lägen im Grundstück und im Raumprogramm des Auftraggebers begründet. Sie werden gleich verstehen, wie ich das meine. Beginnen wir mit dem ersten Projekt: das Doppel-XX, ein Bürogebäude in Hamburg. Anhand dieses Baus werde ich Ihnen unsere Philosophie und Herangehensweise veranschaulichen.

Das Doppel-XX war ein ausgeschriebener Wettbewerb eines Bauherren, der sehr wirtschaftlich in zweiter Reihe oder in B-Lagen baut. Eine spannende Herausforderung! Dieter Becken ist



Bürohaus Doppel-XX,
Hamburg



ein Hamburger Investor, der es geschafft hat, mittlerweile 450.000 Quadratmeter Immobilienfläche zu besitzen. Er baut immer mit einem vorab festgelegten Bauteam, d.h. die Firmen werden vorher akquiriert und das Projekt wird gemeinsam auf Machbarkeit geprüft. Dabei wird dem Architekten vorgegeben, welcher Mietpreis zu erzielen ist – Nachträge sind demnach nicht erlaubt. In diesem Fall wurde ein Preis von unter 12 Euro pro qm/Bürofläche gefordert. Mit diesen strengen Bedingungen mussten wir umgehen und ein Gebäude entwerfen, das so wirtschaftlich war, dass das Grundstück optimal ausgenutzt würde und der Quadratmeter in der Herstellung unter 12 Euro läge. Unsere Lösung: Sie sehen hier den Grundriss mit zwei X-Körpern als Büroriegel. Es ist sehr wirtschaftlich mit einem Erschließungselement gleich vier Einheiten zu bekommen, was in diesem Fall nur durch die X-Form erreicht werden konnte. Damit lagen wir schon mal weit vorn! Und ich behielt Recht, denn den zweiten Platz machte der Italiener Fuksas, dessen Entwurf sieben Erschließungselemente aufwies, wo wir mit zweien ausgekommen waren. Für mich war klar: wir haben fünf im Vorteil – die können wir für die Architektur aufwenden. Das Gebäude steht auf einem Grundstück von 35 auf 70 Meter. Sie können sich vorstellen, wenn Sie zwei Riegel nebeneinander stellen wollten, können Sie das höchstens 5-geschossig machen, weil sonst die natürliche Belichtung nicht ausreicht. Über die Kreuze haben wir aber immer diagonal Belichtung nach außen und halten die maximale Belichtungstiefe von 13,50 m ein.

Aus der Intelligenz des Grundrisses des Gebäudes ergeben sich weitere Vorteile für die Wirtschaftlichkeit, Ökologie und Kommunikation. All diese Qualitäten haben schließlich dazu geführt, das Doppel-XX mit dem Architekturpreis 2000 der WestHyp-Stiftung für vorbildliche Gewerbebauten und mit der Anerkennung FIABCI Prix d'Excellence 2001 ausgezeichnet wurde. Wenn Sie den X-Grundriss umfahren, ist die Strecke der einzelnen Xse sehr viel länger, als die Strecke um das gesamte äußere Rechteck. D. h. dadurch, dass wir um zwei Xse einen rechteckigen Glaskörper gestülpt haben, haben wir deutlich weniger Außenfläche und dadurch die Hälfte an Heizkosten gegenüber anderen Gebäuden eingespart. Zusätzlich sind durch die X-Form sechs Wintergärten und vier Etagengärten entstanden. Ausgehend von der Form des Doppel-XX strickt sich so ein intelligenter Faden durch das architektonische Gesamtkonzept.

Die Glashülle wiederum erlaubte es uns, für die Xse im Innenraum Fenster auszuwählen, die thermisch nicht getrennt und dadurch sehr kostengünstig waren. Durch das Prinzip der doppelten Haut entsteht ein Pufferraum, der störende Einflüsse wie Regen, Wind, Lärm und Immissionen draußen lässt und einen außen liegenden Sonnenschutz bei einem Hochhaus ermöglicht, was unter anderen Umständen in Hamburg unmöglich ist. Die enormen Einsparungen bei der inneren Haut, konnten daraufhin für die komplexere Außenfassade verwandt werden. Ein weiterer Aspekt: die Ökologie. Wie schaffen wir es, die Wärme, die im Büro entsteht, aus dem Gebäude zu leiten, ohne eine Klimaanlage einzusetzen? Wir wollten hier eine natürliche Belüftung trotz der exponierten Verkehrslage realisieren. Das haben wir erreicht: Sie können das Fenster öffnen und haben frische Luft – ein weiterer Vorteil des einfachen Innen/Außenhautkonzeptes des „Haus im Haus“. Die Belüftung erfolgt über Zuluftöffnungen der Wintergärten. Die interne Verbindung der Wintergärten untereinander regt einen energetisch günstigen Luftaustausch zwischen den sonnenbe-

schienenen und schattigen Fassaden an. Die Luftströmungen fließen somit horizontal durch das Gebäudeinnere. Und Sie haben den Vorteil der Nachtauskühlung. Nachtauskühlung ist das Wichtigste und gleichzeitig Schlüssigste, das Architekten heute bringen können, um die Temperatur in einem Gebäude zu senken. Wenn Sie abends nach Hause gehen, werden die Fenster geöffnet, damit das Gebäude auskühlen kann und über die Speichermassen die Kühle am Tag wieder abgibt. Unvorstellbar, aber wir haben hier in diesem Gebäude im Hochsommer drei bis sechs Grad niedrigere Werte als draußen. Und das ohne Sonnenschutz und irgendeine technische Maßnahme. Warum? Die Luft, die sich in einem Hof erwärmt, zieht über die Wintergärten in den nächsten Hof. Die Temperaturveränderung von warm zu kalt ergibt eine Thermik. Wir haben in dem Gebäude einen siebenfachen Luftwechsel nur durch die natürliche Belüftung! Wenn ich sage, wir sollten uns auf Ursprüngliches besinnen, versuchen, gute Architektur in erster Linie ohne Technik zu schaffen, wie der Mensch es Jahrhunderte zuvor gemacht hat, dann rede ich von eben diesen einfachen Mechanismen, welche wir aus der Natur kennen.

Hinzu kommt, dass diese Wintergärten nicht entstanden sind, weil wir gerne Wintergärten machen wollten, sondern sie sind entstanden, um im inneren Bereich der Kerne die Belichtung zu optimieren. Also haben wir immer links und rechts Teile der Büros weggeschnitten, so dass die dahinter liegenden Büros mehr Licht erhalten. Dadurch sind diese Gärten entstanden. Die Pflanzen verbessern darüber hinaus das Klima. Es wachsen dort sogar Orangen! So entstehen plötzlich Kommunikationsflächen, eine Piazza und Grün im Gebäude. Die Alternative wäre ein rechteckiger Block mit Innenhof gewesen. Unser Gebäude jedoch ist durch den Grundriss lichtdurchflutet. Selbst auf der Nordseite gibt es direktes Licht, weil es von der Südseite durch die Gärten dringt. Das Gebäude hat die höchste punktgehaltene Hängefassade Deutschlands. Sie sehen die Betonteile, die als Speichermasse fungieren. Jahrhunderte wurde nach diesem Prinzip gearbeitet. Das sollte auch heute wieder eingesetzt werden. Eine weitere Besonderheit: das Gebäude schafft Identität. Das Gebäude war zum Richtfest schon voll vermietet und im Vorfeld bereits aus der Presse bekannt.

Deichtorcenter, Hamburg



Ein weiteres Gebäude ist das Deichtorcenter in Hamburg, welches ebenfalls in Zusammenarbeit mit Herrn Becken entstand. Das Grundstück ist für Hamburg historisch und zukünftig von großer Bedeutung: Es grenzt an das alte Kontorhausviertel der Speicherstadt und ist das Tor zur Hafencity. Oben links das Chilehaus. Das einzige Weltkulturerbe, das es in Hamburg gibt. Dann der Messberghof, auf der rechten Seite die Deichtorhallen und unten links die berühmte Speicherstadt. Die Verkehrsinsel dort war durch einen Wettbewerb zu bebauen. Da lief es ähnlich: Herr Becken hatte es geschafft, für 12,50 Euro Warner Music Germany als Hauptmieter für die vier obersten Etagen zu gewinnen – solche Konzerne drohen ja immer mit Wegwanderung, wenn sie nicht zu günstigen Konditionen in einer Stadt bleiben können. Berlin wäre die Alternative gewesen. Für Hamburg hatte das Gewicht. Das Grundstück ist dreieckig. Normal wäre für dieses Dreieck ein Gebäude mit einem dreieckigen Innenhof zu konzipieren - so wie es im Chilehaus der Fall ist. Wir konnten hier wieder anwenden, was wir aus Projekten wie dem Doppel-XX bereits gelernt hatten: durch eine intelligente Grundrissstruktur kann ein Gebäude hinsichtlich seines Genius Loci, seiner Ökologie und Ökonomie optimiert werden.



Wir haben als Grundstruktur ein Z in das Dreieck gelegt, und über diesem Z abwechselnd weitere gespiegelt, so dass sich in diesen Zweibünden plötzlich Außenräume zum Innern des Gebäudes und Fenster zur Stadt öffneten. Die Z-Riegel sind so übereinander gestapelt, dass die Luft über 9 Etagen von der einen Seite zur anderen Seite des Gebäudes zirkulieren kann. Gleichzeitig schaffen diese Luft- und Lichthöfe eine spannende Verbindung mit der Stadt. Stadt und Gebäude vermengen sich dadurch, dass jetzt diese Dreieckshöfe zu allen vier Seiten der Stadt strahlen. Sie holen die Stadt ins Gebäude und umgekehrt. Das Deichtor hat uns so sehr gefallen, dass wir selbst auch ein-

gezogen sind. Ausgehend von den Z-Riegeln ist der Rest Architektur wieder ganz von selbst entstanden. Wie beispielsweise die Fassaden: die Geometrie der Z-Form hat uns die Gebäudestruktur vorgegeben, wodurch in einer Fassade drei Wintergärten, in der anderen Fassade zwei Wintergärten entstanden sind und in der nächsten Fassade einer. Das ist ein einfaches, geometrisches Spiel. Diese Geometrie bringt das Haus auf den Punkt, oder besser: auf die Spitze, wie Sie sehen. Und damit haben wir den geschichtlichen Kontext des Ortes und förmlich die Spitze des Chilehaus aufgegriffen und auf unser Gebäude projiziert.

Berliner Bogen, Hamburg

Nun zum inneren Aufbau unseres Büros mit den zwei Gärten. In einem davon gibt es sogar einen Strand mit Strandkörben inklusive Internetanschluss. Eine Klanginstallation verbreitet Meeresschall und Möwengeschrei. Innovative Pausenräume, oder? Wir sind der Meinung, die schönste und längste Zeit unseres Lebens verbringen wir im Büro, also muss das Arbeiten erweitert werden um Entertainment, um Vergnügen. Nur Mitarbeiter, die frei arbeiten können, werden auch effizient und kreativ sein. Ich finde es gut, meine Mitarbeiter in den Strandkörben zu sehen. Obwohl manche Kunden, die uns besuchen, fragen: arbeitet hier auch jemand? Da ist unsere Bar als weiterer Kommunikationsort. Dort bieten wir für alle den besten Cappuccino an! Und die neueste Musik. Manchmal kommt ein DJ. Des Weiteren gibt es Zonen für Powernapping, TV und Video. Und Units, in denen gearbeitet wird, haben wir auch... Der Aufbau, die Struktur und die Ausstattung der vier großzügigen Büroflügel zeigen auf, dass wir mit unserer Architektur das Arbeiten der Zukunft räumlich neu definieren. Ein weiteres Beispiel dafür ist das Arbeitsmobil „Standby-Office“, das zusammenklappbar ist. Es passt in jeden Aufzug. Hundert Mitarbeiter können so innerhalb von zwanzig Minuten umziehen. Wir entwerfen Teppichböden, Decken, Stühle. Nahezu alle Produkte, die Sie hier sehen, hat BRT entworfen – doch darauf will ich hier nicht weiter eingehen.



Ein weiteres Projekt in Hamburg: der Berliner Bogen. Erneut ein Gebäude von Herrn Becken. Dieses Gebäude hat 42.000 Quadratmeter Bruttogeschossfläche. Es befindet sich in derselben Straße, wie das bereits gezeigte Doppel-XX. Es ging ursprünglich um das Grundstück gegenüber, aber es war so schwierig zu bebauen, dass wir uns gesagt haben: wenn das nicht geht, dann machen wir einen Schwung über den Kanal. Wir haben uns einfach ein anderes Grundstück genommen, natürlich immer mit dem Bewusstsein, dass uns kein Baurecht erteilt werden würde. Aber: da wir die sieben involvierten Behörden schließlich von den vielen Vorteilen unseres Entwurfs überzeugen konnten, ging es doch. Die Liegen-

schaft hat dafür dreißig Millionen Euro bekommen, ohne vorher dieses Grundstück besessen zu haben. Die Umweltbehörde hat endlich einen großen Park realisiert, den sie schon lange als Grünzug zur Alster anstrebte. Die Stadtentwässerung – sie hat dort ihren Sitz – hat ein neues Gebäude bekommen und im Berliner Bogen sind entsprechend drei Rückhaltebecken im Untergeschoss integriert worden.

Es war ein schwieriges Projekt, denn ursprünglich sollte das Gebäude für die Hauptverwaltung der Albingia Versicherung geplant werden. Als wir gerade bei der Ausschreibung waren, wurde die Albingia von der AXA-Colonia gekauft, die das Gebäude ablehnt.



Berliner Bogen,
Detail,
Hamburg



Lofthaus Elbberg,
Hamburg



Lofthaus Elbberg,
Detail,
Hamburg

te. Mit Projektsteuerern und Fachleuten wurde versucht, herauszufinden, was an dem Gebäude nicht wirtschaftlich ist. Aber da gab es nichts! Also wurde argumentiert, die Glashaut müsse weg, obwohl gesehen wurde, dass es dann über eine aufwendige Haustechnik teurer würde. Aber ich merkte, dass es immer komplizierter wurde zwischen der AXA-Colonia und dem bisherigen Bauherren zu vermitteln, so dass das Projekt schon zu platzen drohte. Ich überlegte mir, Herrn Becken zu informieren und sagte: „Herr Becken, weißt du, dass jemand ein schönes Haus bauen will – ohne dich?“ Er war erstaunt. „Aber du kannst es verhindern – du kannst es kaufen.“ Es hat nur eine Woche gedauert, dann hat er es gekauft und den Berliner Bogen mit uns zu Ende gebaut.

Wie gesagt: Der Kanal wurde zum Grundstück. Sie sehen, das Gebäude ist gebaut in einem H-Grundriss und mit einer gewölbten Glashaut ummantelt, ein Konzept, das sich erneut aus dem Ort ergibt: ein Brückenschlag über dem Kanal. Die Stahlbögen sind die Konstruktion, an der das Gebäude hängt. Wegen der Verwirbelung des Wassers durften in den Rückhaltebecken unter dem Gebäude keine Stützen stehen, so dass alles an den Trägern aufgehängt worden ist. Die Glashaut folgt dem Prinzip der Iglus: das kleinste äußerliche Volumen für den maximalen Inhalt. Und durch die Einkerbungen im H gelang es uns, die höchst mögliche Belichtung zu erzielen. Auch in diesem Bürogebäude können Sie lüften und

die Fenster öffnen – der Lärm bleibt draußen. Sie haben alle Vorteile, die ich bereits in Zusammenhang mit dem Doppel-XX erwähnt habe. In den Fassaden, in den Betonwänden und Betondecken läuft überall eine Betonkernaktivierung, also Wasserschläuche, die Grundwasser führen und das Gebäude im Kreislauf kühlen bzw. wärmen. Das kostet kaum Energie. Und so entsteht auf ökologische Weise ein natürliches Klima: das Wasser wird über diese Rohre erwärmt auf etwa 17°C – und die Bodenwärme geht nie tiefer. Wir brauchen demnach nur noch ein paar Grad dazu zu heizen, um auf angemessene Werte zu kommen. Die Nebenkosten, die sogenannte zweite Miete, bleiben dadurch auffallend gering.

Nun ein paar Details. Sie sehen die Träger, die äußere und die innere Hülle, die Gärten als Kommunikationsfläche. Zum Thema Identität ist noch zu sagen: Für unsere Gebäude finden die Hamburger sofort einen Namen. Und jeder kennt sie. Fragen Sie einen Taxifahrer, wo der Berliner Bogen ist, er fährt Sie direkt dorthin. Sie müssen ihm nichts erklären. Hier sehen Sie noch einmal, wie der Bogen über den Kanal gespannt wird. Für eine Stadt wie Hamburg mit so ausgeprägt hanseatischer Tradition sind diese Architekturen spektakulär und außergewöhnlich. Seit 1991, als wir unser Büro in Hamburg eröffneten, haben unsere Gebäude Hamburgs architektonische Silhouette mitgeprägt. Mittlerweile sind wir zum führenden Büro in Hamburg avanciert.

Das Lofthaus am Elbberg – ein weiteres Bürogebäude in Hamburg in der Nähe des Fischmarkts. Die Idee kommt wieder aus dem Grundstück. Sie sehen eine kleine Verkehrsinsel von 400 Quadratmetern, die wir mit 3.600 Quadratmeter BGF bebaut haben. Dieses Gebiet, am Fischmarkt in Altona, ist innerstädtisches Überschwemmungsgebiet, weswegen es auf Stützen steht. Die Rückfassade ist eine vorplattierte Kupferfassade mit Fischschuppenmuster – mit direktem Bezug zum Fischmarkt. Die grüne Kupferseite zeigt zum bepflanzten Hang des Altonaer Balkons, zum Wasser ist eine wellenförmige Glasfassade ausgerichtet. Mit diesen einfachen Mitteln schaffen wir schlüssige Beziehungen zur Umgebung und integrieren das Gebäude. Das Lofthaus grenzt an ein Wohngebäude von 1900 mit großem Erker. Das war für uns ein Grund, ebenfalls einen Erker zu machen, um dadurch einerseits die Fläche zu vergrößern und um andererseits eine Verbindung zur traditionellen Architektur zu halten.



Elbbergcampus Altona,
Hamburg

An diesem Ort hat sich für uns ein zweites Projekt ergeben, so dass wir den Entwurf ausweiten konnten auf einen größeren Gebäudekomplex: den Elbbergcampus Altona. Das Gebäude ähnelt einem Containerschiff, um den besonderen industriellen Reizen des Hafens Rechnung zu tragen. Wenn neben der industriellen Nutzung nun Wohnen und Arbeiten diese Gebiete neu aufwerten sollen, ist es unsere Aufgabe, die Historie des Ortes zwar aufzuarbeiten, jedoch selbstverständlich ohne sentimental oder historisierend zu wirken. Diese Aspekte versuche ich mit meiner Architektur zum Ausdruck zu bringen. Über die öffentliche Terrasse sowie diverse Blickschneisen im Gebäude ist jederzeit ein Blick auf die Elbe, den Hafen und die berühmte Köhlbrandbrücke möglich. Hinterm Gebäude ist der grüne Hang, an den sich der gesamte Campus schmiegt.

„Zwischen Tradition und Innovation“ Hadi Teherani

Dockland,
Hamburg



Hier sehen Sie unsere neueste Planung: das Bürohausprojekt Dockland mitten im Elbstrom. Die Idee für den Entwurf entspringt der Villa Malaparte von Adalberto Libera auf Capri. Er hatte die schöne Idee einer Himmelstreppe, die geradewegs aufs Dach führt. Diese Qualität wollten wir auch erreichen. Wir haben unser Gebäude wie ein Parallelogramm gebaut, so dass die komplette Rückseite des „Dampfers“ eine öffentliche Treppenanlage ist. Die Terrasse wird zudem genauso hoch wie die Terrasse der Englandfähre sein, die daneben anlegen wird. Wir werden die Stahlträger zeigen, die in den Werften hergestellt werden, um einen direkten Bezug zum gegenüberliegenden Containerhafen zu schaffen und die Identität des Ortes zu stärken. Auch die Bugform des Gebäudes ist ein weiterer Bezug zur Hafenumgebung. Den Namen des Projektes hat die Stadt Hamburg bereits übernommen, um an dieser Stelle eine Haltestelle namens „Dockland“ einzurichten. Hamburg hat ein neues Wahrzeichen! Damit werden bereits jetzt Emotionen geweckt bei der Bevölkerung, die für die Identität des Ortes und den Marketingerfolg des Gebäudes von größter Bedeutung sind. Der Name funktioniert offensichtlich. Eine Schwierigkeit war, dass dadurch, dass das Grundstück immer weiter in die Elbe verschoben wurde, um den Blick vom Elbberg auf den Fluss nicht zu versperren, plötzlich der Grundstückseigentümer nicht mehr zu finden war, denn hier war nicht länger Hamburg zuständig. Das Grundstück musste nun beim Bund gekauft werden.



Rheinau-Hafen, Köln

Hier unser Projekt Rheinau-Hafen – unser erstes Projekt in Köln. Sie sehen eine phantastische Insel mitten in Köln, eine Industriebranche, die als Insel der Kultur, des Wohnens und Arbeitens re-strukturiert wird. Den Wettbewerb haben wir 1991 gewonnen. Unser Ansatz war, die Strukturen des Hafens mit den Speichern beizubehalten und die existierende, lineare Struktur weiterzuführen. Und da die Insel später wieder Teil der Stadt sein wird, haben wir entschieden, bekannte urbane Strukturen über die linearen Strukturen zu legen. Dadurch sind diese Bügel entstanden: Die

sogenannten Kranhäuser. Die Kranhäuser sind einerseits futuristisch, erinnern aber gleichzeitig an die alte Hafennutzung, wodurch der Kreislauf der Identität wieder geschlossen wird und für Köln eine neue Stadtsilhouette entsteht. Zusätzlich haben wir eine enorme Baumasse geschaffen, die wir aber in der Luft untergebracht haben, was sehr ökonomisch ist. Inzwischen sind immerhin die Fundamente der Gebäude gelegt! ... In Köln dauert eben alles ein bisschen länger. In der Zeit seit 1991 habe ich in anderen Städten Deutschlands schon über eine Million Quadratmeter BGF realisiert.

Apropos Luftraum. Das ist derzeit eines meiner Lieblingsthemen, denn der Luftraum eröffnet uns Architekten eine weitere Dimension und birgt unendliche Möglichkeiten. Durch die Bebauung der Lufträume ergeben sich ungeahnte Perspektiven und Ausblicke. Es entstehen Räume, die man sonst eigentlich nicht gebaut sieht. Phantastische Aussichten für die Zukunft.



Das nächste Projekt demonstriert, wie wir mit Architektur das CI eines Unternehmens unterstützen oder gar erschaffen können. Das ist der Verwaltungs- und Produktionssitz des Leuchtdesigners Tobias Grau. Grau hatte jahrelang das Problem, insbesondere auf dem internationalen Markt auf wenig Anerkennung zu stoßen. Er hatte sich ein Grundstück in zweiter Reihe in einem Gewerbegebiet in Rellingen bei Hamburg gekauft. Auf den ersten Blick ein unattraktiver Ort. Ich wollte wissen, warum er beabsichtigte, sich gerade dort niederzulassen. Er antwortete, er wisse, dass

dies keine Toplage sei, aber er habe es jetzt nun mal gekauft. Die Lösung: wir bauen ein spektakuläres, unerwartetes Gebäude in diese reizlose Gegend. Ein Gebäude, das Unabhängigkeit von Ort und Mobilität symbolisieren sollte. Wir entwarfen diese Aluminiumröhre, die über der Grasnarbe schwebte. Entstanden ist die Idee auch wieder anhand des Grundstücks. Was sollte ich auf einer Wiese abstellen? Dort musste natürlich etwas landen. Tobias Grau war unsicher, ob das Gebäude nicht zu teuer würde, aber anhand eines einfachen Beispiels konnte ich ihn überzeu-

„Zwischen Tradition und Innovation“ Hadi Teherani



Tobias Grau
Leuchtdesign, Rellingen

gen. Ich habe ihm eine Zeichnung gemacht – diese Skizze hier – und erklärte ihm, wir nähmen einen Betontisch, überbauten diesen mit Holzleimbändern als Konstruktion und wickelten Blech darum. „Wenn das so einfach ist, bauen wir das.“ Es hat nur ein Jahr gedauert, da haben wir im zweiten Bauabschnitt schon eine weitere Röhre realisiert. Der Komplex ist ökologisch und ökonomisch, denn außen sind Photovoltaikmodule in die Glasfassade integriert, wodurch die Einsparung von über der Hälfte der Elektrizität erzielt wurde.

Darüber hinaus wollte ich für einen Designer ein Gebäude wie ein Designobjekt gestalten. Innen ist alles in Holz gehalten und in Kooperation mit Tobias Grau mit einem ausgefeiltem Licht- und Interieurkonzept ausgestattet. Das Gebäude zeigt exemplarisch wie Architektur und Innenarchitektur eine Sprache sprechen können. Tobias Grau hat seinen Umsatz seit Fertigstellung des Baus vervierfacht. Architektur ist hier Teil des CIs und zu einer guten Visitenkarte geworden. Also: Architektur kann die Entwicklung solcher Unternehmen erfolgreich fördern.



ICE-Bahnhof,
Flughafen Frankfurt/M.

Von Rellingen nun zum ICE-Bahnhof am Frankfurter Flughafen. Das ist ein Bauwerk von 700 Meter Länge allein für den ICE-Verkehr der Deutschen Bahn. Der Bahnhof liegt zwischen zwei Autobahnen und dem Frankfurter Flughafen: mehr Bewegung und Geschwindigkeit ist an einem Ort kaum zu erleben. Wir wissen ja, die Bahn hat immer als Logo einen Flügel gehabt, das heißt wohl die Bahn hatte das Ziel abzuheben. Wir haben ihnen die Möglichkeit geboten. Wenn man mit der Bahn unter dem Gebäude einfährt, sollte das Gefühl entstehen, man stünde unter einem Jumbojet. Um diese Wirkung zu unterstreichen, haben wir die Stützen teleskopartig ausgeformt, so dass es innen so wirkt, als ob die Stützen einzufahren sind und der Baukörper tatsächlich abheben könnte.

Trotzdem ist der Raum nur acht Meter hoch, hat 60 Meter Freispann, ist 700 Meter lang und lichtdurchflutet. Die Bahn hat mit diesem Bahnhof Flughafenniveau erreicht. Er ist sauber und beheizt, geordnet und vermittelt internationale Mobilität. Ich bin davon überzeugt, dass dieses Gebäude selbst die Atmosphäre des Frankfurter Flughafens noch mal topt. Die Züge fahren durch eine Luftschleieranlage in das Gebäude hinein. Für eine ehemals geplante achtgeschossige Bebauung auf dem Rücken des Gebäudes mussten wir die Stützen und die Träger - Sie sehen es dort oben - ausreichend stark planen. Sie wissen, dass der Carport auf unserem Gebäude von einem anderen Architekten realisiert wurde - man hatte leider vergessen, uns zum Wettbewerb einzuladen.



„Zwischen Tradition und Innovation“ Hadi Teherani

Swiss Re Versicherung,
Unterföhring

Abschließend ein sehr poetisches Projekt. Das ist der Sitz der Swiss Re, ehemals Bayrische Rückversicherung, in Unterföhring bei München. Beim ersten Kolloquium zum Wettbewerb, wurde der damalige Sitz der Versicherung am Tucherpark – im Englischen Garten – besichtigt. Es sind phantastische Gebäude von Kiesler, so phantastisch, dass ich dachte: „Ich kann wieder gehen, die kannst du ja gar nicht schöner machen – was sollst du jetzt entwerfen?“ Im Anschluss haben wir das zu bebauende Grundstück in einer unwirtlichen, unattraktiven Gegend eines neuen Industriegebiets besucht. Die Herausforderung war riesengroß. Ich hatte zunächst Sorge, die Mitarbeiter nicht zufrieden stellen zu können. Sie waren verwöhnt. Egal wie gut das Gebäude baust, die Mitarbeiter werden immer unzufrieden sein. Und für mich ist schließlich das Wichtigste, Architektur für die Menschen zu machen, die darin arbeiten. Darum haben unsere Gebäude grundsätzlich keine B-Klasse-Räume. Und hier? Fazit: Der Englische Garten musste mit der Belegschaft umziehen. Schließlich sollten die Mitarbeiter nicht ohne das Grün des Englischen Gartens auskommen. Schon während der Rückreise nach Hamburg war für mich klar, wie das Gebäude aussehen muss. Das Grundstück war ein Parallelogramm. Dieses Parallelogramm haben wir in die dritte Dimension gehoben, also in 17,50 Meter Höhe aufgestellt. Dadurch entstand ein großer, grüner Kuchen. Eine gebaute Parklandschaft. Und damit der Blick der Mitarbeiter der äußeren Units nicht später von der Hässlichkeit nachfolgender Gebäude beeinträchtigt würde, haben wir eine Pergola um das Gebäude herum gestrickt. Dort wachsen heute wilder Wein und Glyzinien.

Hier ein Bild aus der Zeit, als die Pflanzen das Gebäude noch nicht erobert hatten. Wunderschön, wie die Pflanzen Räume entstehen lassen, die nicht gebaut sind, sondern Lufträume sind, die allein durch das Grün, die Perspektiven und die Struktur des Gebäudes entstehen. Das Gebäude ist dadurch emotional geladen – voller Poesie. Hier nochmal die Pflanzen: es wird zukünftig so sein, dass die Fassaden sich je nach Jahreszeit verfärben. Das ist eine Aufnahme vom letzten Herbst. Die Hecke ist schon recht hoch gewachsen. Es fehlt nur noch eine Etage.

Wir hatten damals den Wettbewerb ohne Landschaftsarchitekten gemacht, so dass sich der Bauherr selbst eine Landschaftsarchitektin gesucht hat. So kam Martha Schwarz – eine Landschaftsarchitektin aus Boston – dazu. Sie ist bekannt für ihren sehr artifiziellen Ansatz. Sie kennen sicher ihre Arbeiten mit alten Autoreifen, die zur Landschaft werden. Engagiert wurde des Weiteren der Münchener Landschaftsplaner Peter Kluska, der Martha Unterstützung hinsichtlich regionaler Pflanzenkunde gab. Meine Aufgabe war es, die zwei und das Gebäude zusammenzubringen. Martha Schwarz hat das Gebäude quasi in vier Farbbereiche unterteilt – wie ein Kreuz. Dieses Farbkonzept findet sich nachher nicht nur in den Pflanzen und den Materialien von Kluska wieder, sondern wurde zur generellen Orientierung im Gebäudekomplex ausgebaut. Zum Beispiel sind die Lichtbänder in den Tiefgaragen dem Farbkonzept angepasst.

Dazu erzähle ich Ihnen eine schöne Anekdote: Eines Tages rief der Vorstand in Hamburg an: „Teherani, du musst sofort kommen!“. Ich fragte: „Was ist denn passiert?“ Vor Ort sah ich drei große Kisten mit Weihnachtskugeln – es war kurz vor Weihnachten – die Martha hatte liefern lassen. Mein Rat: „Ihr müsst jetzt tapfer sein. Sie ist Künstlerin. Da müssen wir durch.“ Heute ist zu sehen, wie nahtlos Landschaftsarchitektur und Architektur ineinander verschmolzen sind und nichts zu tun haben mit den „Kunst am Bau“-Projekten – Kunst, die viel zu oft als Störfaktor wahrgenommen wird. In diesen Weihnachtskugeln z. B. spiegeln sich die Units, die in acht Meter Höhe über dem Gebäude schweben. Hier sehen Sie den gelben und den grünen Garten. Im Innern gibt es einen großen Hof mit einem Wasserbecken, das als riesiger Spiegel des Gebäudes fungiert.

Sie glauben nicht, sich in einem seelenlosen Gewerbegebiet zu befinden, oder? Das Gebäude ist vielmehr eine eigene Stadt, mit eigenen Emotionen und Höhepunkten. Sogar die Kantine ist die schönste, die ich kenne. Wichtig war für uns, dass dort der Gast bedient wird, um zu genießen und nicht – wie üblich – Selbstbedienungsservice vorgesehen wird.

Jedes mal, wenn ich zu Besuch nach München komme, wird ein roter Teppich ausgelegt, denn man freut sich hier über das gelungene Gesamtkunstwerk.

Europatriotismus – Zur Metamorphose eines Ideals

Dr. Roger Willemsen
Publizist/Produzent, Hamburg

Unter den Völkern der Erde sind die Deutschen vermutlich die Identitäts-Weltmeister. Nie hat man einen Senegalesen von seiner senegalesischen Identität reden hören, doch unter Deutschen ist es ein feuilletonistisches Saison-Geschäft, zu fragen, bin ich, kann ich, darf ich mit meinem Lande identisch sein?

Nun dehnen die Abendländer diese Frage auf ihren Kontinent aus, der nicht ein geographischer allein, nein, der ein seelischer Kontinent sein soll. Über diesen denken sie gern in architektonischen Metaphern. Die Vertragswerke sind die Säulen, die das Dach Europas tragen sollen. Doch ist das Haus Europa eher ein Zweckbau oder ein Bauherrenmodell? Ist der Europäische Traum ein Traum vom Eigenheim oder von der denkmalgeschützten Wohnanlage in Eigentümergemeinschaft?

Der spanische Philosoph Ortega y Gasset nannte Europa ehemals vermessen „den einzigen Erdteil, der einen Inhalt hat“. Im Augenblick scheint dieser Erdteil wieder einmal auf der Suche nach seinem Inhalt. Europa sucht sich selbst, doch es sucht an sich vorbei. Denn gibt es einen fühlbaren Mangel, auf den die Antwort „Europa“ hieße?

Machen wir es nicht zu klein: Es handelt sich um ein historisch einzigartiges Einigungsprojekt. Machen wir es nicht zu groß: Es handelt sich um ein wirtschaftlich-strategisches Projekt mit erkaltetem Herzen. Wann schlug dies heißer?

Bei der Entstehung Europas vermischten sich, so der Historiker Marc Bloch, die alt eingesessenen Mitglieder des lateinisch-sprechenden Römischen Reiches, mit den aus England, Nordgallien und Germanien herangezogenen Barbaren, Hippokrates nennt diese Europäer „kampfeslustig“ und „freiheitsliebend.“ Gemeinschaftlich war ihnen das Christentum. Um das Jahr 1000 kamen durch neuerlichen Übertritt zum Christentum Slawen, Ungarn und Skandinavier dazu, zuletzt und zwar bis zum 15. Jahrhundert, noch Preußen und Litauer. Doch alle diese Völker definierten sich in ihren Staatsgebilden – anders als die muslimischen Länder – nicht durch ihre Religion.

Das sollte sich für die Idee der Völkergemeinschaft ändern. Der erste deutsche Text, der eine Vision von der europäischen Gemeinschaft entwarf, wurde durch den Einspruch von niemand anderem als Johann Wolfgang von Goethe zunächst nicht veröffentlicht. Es war Novalis' Essay „Die Christenheit und Europa“. Novalis schwebte eine religiöse Kultureinheit vor. In der Einheit des Christentums suchte er die Einheit Europas.

Dergleichen ist bis zum heutigen Tage bezeichnend für den synthetischen Eurozentrismus. Man bezieht sich gerne auf antike, vor allem griechische Wurzeln, doch Europa grenzt nicht ohne Folgen zu Wasser und zu Lande an den islamischen Kulturraum. Dennoch wird der mediterrane Islam eher ausgeblendet, der aus dem ägyptischen und vorderasiatischen Raum tief in die hellenische Kultur drang. Immerhin lagen Ephesos, Milet, Rhodos, Troja



auf heute türkischem Gebiet, viele europäische Traditionen entstammen dem Vorderen Orient, und bei den Osmanen in Südosteuropa entwickelte sich wie im vorderasiatischen und im Mittelmeerraum, vor allem in den Naturwissenschaften, in Medizin, Mathematik und Astronomie eine fortschrittlichere Kultur. Die Tatsache, dass nach dem Zerfall Ostroms arabische Gelehrte mit bisher unbekanntem Texten von Platon und Aristoteles in die humanistischen Zentren Europas zogen, hat wesentlich zu jenem humanistischen Phänomen beigetragen, das wir Renaissance nennen. Heute leben 500 Millionen Christen in Europa, aber allein in Westeuropa etwa 15 Millionen Muslime.

Ab dem 12. Jahrhundert, so der Historiker Ferdinand Seibt, ist die Überzeugung, „Geld regiert die Welt“ verbreitet. Sie ist für die Entstehung des modernen Europas entscheidend und setzt auch die materialistische Überzeugung durch, dass der Boden, der Grundbesitz, Grundlage des Ansehens, des sozialen Standes ist, eine Bedeutung, die er bis zum heutigen Tage symbolisch behauptet. Für das Europa der Kultur, der Ideologie, der Sitten und Werte aber hat man im Mittelalter leidenschaftlicher empfunden als heute.

Dem islamischen Kulturraum und allem vermeintlich Nicht-Europäischen gegenüber grenzt sich dieser um die eigene Identität ringende Kontinent geradezu martialisch ab. Europas Selbstbewahrungsbemühungen kulminieren, wie der Historiker Robert I. Moore schrieb, in einer „Gesellschaft der Verfolgung“.

„Wo es keine Grenzen gibt, da gibt
es auch keine Kriege.“ (Hubermann)

Ausgeschlossen wurden Ketzer, Juden, Homosexuelle, Leprakranke etc. Inquisition, Verbannung, Folter, Zuchthaus wurden zu Instrumenten der europäischen Selbstbestimmung. Als eine Folge dieser Abgrenzung entstehen mit Barock und Aufklärung erstmals genuin europäische Bewegungen der Kultur, des Humanismus.

Erst der Philosoph Friedrich Wilhelm Schelling bemüht sich um eine souveräne Aneignung auch der islamischen Wurzeln der europäischen Kultur, er schreibt: „Was ist Europa, als der für sich unfruchtbare Stamm, dem alles vom Orient her eingepropft und erst dadurch veredelt werden musste? Wir können des letzteren nicht entbehren, offene, freie Kommunikation mit demselben muss sein, damit das alte Leben des 15. und 16. Jahrhunderts schöner wiederkehre.“

Etwa zur gleichen Zeit, als dies geschrieben wird, vollzieht sich ein anderer kulturhistorischer Prozess, der eine gemeinschaftliche Vorstellung von Europa nährt: In mehreren Ländern erscheinen zeitgleich Texte, die zunächst das Primitive und Volkskundliche aufwerten, dann aber regelrecht zu einer Entdeckung des Volkes und seiner Kreativität voranschreiten. Volksballaden und Märchen, Volkslieder und Sagen werden gesammelt. Man bewundert in ihnen die kollektive Phantasie der mündlich überlieferten Erzähltraditionen, und man entdeckt die Wanderung und Aneignung von Stoffen in Europa. In gewisser Weise wird hier im literarisch-künstlerischen Kontext die Demokratie begründet. Die Gesamtheit des Volkes ist kunstmündig und kunstfähig.

Erst um diese Zeit, also im vorangeschrittenen 18. Jahrhundert, verbreitet sich der Begriff „europäisch.“ Seine Bedeutung liegt nicht allein in der Abwehr möglicher Invasoren und Feinde. Man sucht ihm eine substantielle Bedeutung zu verleihen. Zum Beispiel: Jonathan Swifts Roman „Gullivers Reisen“ erscheint 1726. In der ersten Ausgabe wird für die Zuhause Lebenden die Bezeichnung „Engländer“ verwendet, in den späteren Ausgaben werden die „Engländer“ durch die „Europäer“ ersetzt.

Dagegen schreibt einer der wichtigsten Anwälte der Volksphantasie, nämlich Johann Gottfried Herder in den „Briefen zur Beförderung der Humanität“: „Am wenigsten kann also unsere europäische Kultur das Maß allgemeiner Menschengüte und Menschenwerte sein; sie ist kein oder ein falscher Maßstab. Europäische Kultur ist ein abgezogener Begriff, ein Name. Wo existiert sie ganz? Bei welchem Volk? In welchen Zeiten?“ Übereinstimmend erklären Lord Byron und Georg Wilhelm Friedrich Hegel, Europa sei müde und erschöpft, eine Erneuerung der Kultur von Amerika zu erwarten. Erst die Heimkehrerliteratur, die schon Ende des 19. Jahrhunderts einsetzt, entwirft – bei Gottfried Keller wie bei Ferdinand Kürnberger – von den USA ein Bild der Enttäuschten, vom Materialismus ins Abseits geschobenen Verlierer des Kapitalismus.

Dennoch, was bleibt, ist die suggestive Kraft jener Idee von den „Vereinigten Staaten von Europa“, die Richard Graf Coudenhove-Kalergi beschwört, und die aus dem „Ersten Paneuropäischen Kongress“ in Wien ein Ereignis macht. Dort konstatiert am 3.10.1926 Bronislaw Huberman in seinem Vortrag: „Eine geistige und körperliche Befreiung der Bewohner unseres Erdteils, dies und nicht weniger bezweckt Paneuropa.“ Denn: „Wo es keine Grenzen gibt, da gibt es auch keine Kriege.“

Gewiss war es leichter, für Europa zu sein, als Europa noch für eine Idee stand, für Frieden, Völkerverständigung, Sicherheit. Doch eines Tages misstraute man dem Frieden nicht mehr, Völkerverständigung wurde Tagesgeschäft und die Sicherheit war kein primär europäisches Projekt mehr. Also traten Handelspartnerschaften, Wirtschaftsabkommen und Verwaltungsfragen in den Vordergrund. Der Pragmatismus erreichte Brüssel, erkennbar am Zuwachs der Bürokratie, hinter der eigentlich keine Vision mehr gefragt war.

Dieses Brüssel wurde die Hauptstadt der Realpolitik und zugleich eine Art Timbuktu, der entlegenste Ort, einer, ohne Zusammenhang zur Lebenswelt der Bürger, eine Vereinigung der Institutionen, nicht der Köpfe. Die Bürger trauen den eigenen Regierungen mehr als der europäischen, anders gesagt: sie misstrauen den ausländischen Politikern noch mehr als den eigenen, wollen es kaum wahrhaben, dass über 50 Prozent aller in Deutschland geltenden Gesetze in Brüssel durchgesetzt wurden, und das, wie

Ja, war dies Europa denn bisher unvereint, trotz Eurotel, Eurovision, Eurospace und dreier europäischer Gemeinschaften mit Vertragswerken von der Höhe und Fruchtbarkeit jenes Rumpfschollengebirges, auf welchem der Kontinent Europa zum größten Teil besteht, und trotz der imponierenden Performance des Europäischen Parlaments?



Jürgen Kaube in der FAZ bemerkte, in eigenem Stil: „Der Gegensatz zu Demokratie heißt nicht länger Diktatur, sondern Brüssel. Zahllose Entscheidungen (...) die auf nationaler Ebene niemals zustande kämen, werden über europäisches Recht in die Nationalstaaten eingeführt“, von den Rentenreformen über den Subventionsabbau zum Verbraucher- und Umweltschutz.

Wer macht sich im Angesicht von so viel Pragmatismus also wirklich noch Illusionen über Europa, wenn nicht jene, die allen Grund haben, diesen Kontinent als Ausgangspunkt der Kolonialisierung zu verabscheuen, auch weil die ehemaligen Kolonialisatoren, legitimiert durch das Lomé-Abkommen, afrikanische Güter zu Schleuderpreisen auf den Markt werfen, ihre maschinellen Massenproduktionen gegen die dort handgefertigten Produkte in Stellung bringen und Erziehung und Fernsehen so eurozentrisch anlegen, dass man sich in einem anderen Kontinent schon kaum mehr auskennt?

Und trotz dieser Bitterkeit träumt man in Afrika, in Teilen des asiatischen Kontinents von Europa, dem Paradies. Wie erreicht man dieses Europa der Meinungen, die man sich von ihm macht: Hier verhungere niemand, hier habe jeder eine Bleibe, hier lasse der Staat und die Justiz niemanden im Stich, hier sei das Leben süß?

Und selbst auf dem Balkan ist das Bild Europas so anders. Dort ist Europa ein nostalgischer Begriff, der an die Vorkriegszeiten erinnert, an goldene Jahre. Für die Europäer ist Europa Zukunft, schreibt Andrei Plesu, für die Menschen auf dem Balkan glücklichere Vergangenheit. Wie lange haben die neuen Staaten

geträumt von ihrem Eintritt in dieses nostalgisch beschworene Zeitalter, und dann begegnen sie nüchternen EU-Pragmatikern, die ihnen kostspielige Gemeinschaftsleistungen abverlangen und nur Zuwanderung, Kriminalität, Umweltschutz im Kopf haben. Wer kann bei der Aufnahme in die EU schon Rücksicht nehmen auf diachrone Entwicklungen?

Dagegen ist das Europa, wie wir es jetzt sehen, eigentlich in einem Prozess der Desillusionsbildung entstanden, und ist das so erstaunlich? Keine Vision ist bei ihrem Eintritt in die Realität noch so romantisch wie zum Zeitpunkt, da sie erdacht wurde: Belsazars Schrift an der Wand ist gespenstischer als eine E-Mail.

Und doch scheint diese nimmermüde beschworene europäische Vereinigung eine Chimäre, auf die man ewig zugehen kann, bis man fragt: Ja, war dies Europa denn bisher unvereint, trotz Eurotel, Eurovision, Eurospace und dreier europäischer Gemeinschaften mit Vertragswerken von der Höhe und Fruchtbarkeit jenes Rumpfschollengebirges, auf welchem der Kontinent Europa zum größten Teil besteht, und trotz der imponierenden Performance des Europäischen Parlaments?

Europa unvereint, ruft unser Europa, das darf doch wohl nicht wahr sein, bei all den vielen Städtepartnerschaften und gemeinsamen Hobbies wie Antikommunismus, solidarische Vernichtung von Agrarüberschüssen und konzertierte Truppenübungen! Zu schweigen von Verständigungsinitiativen wie Fußballschlachten und dem Festival der gesamteuropäischen Drüsenkitzler, genannt „Grand Prix d’Eurovision de la Chanson“. Die Schlüsselfrage lautet eher: Wo wäre Europa noch vereinbarer als es schon ist? Und da der Europäischen Gemeinschaft ja bereits Staaten in Afrika, der Karibik und dem Pazifik per Vertrag von Jaunde und per Lomé-Abkommen assoziiert sind, sollte man also vielleicht fragen: Gesamteuropa, wieviel Afrika ist das, und wieviel von der Welt soll es noch werden?

Gleichzeitig existieren diese Vereinigten Staaten längst als Montanunion, als Europäische Gemeinschaft für Atomenergie und als Europäische Wirtschaftsgemeinschaft, und alle hierzu geschlossenen Verträge sagen, kaum verschlüsselt, dasselbe: dass man sich zusammenschließt, um Geld zu verdienen und damit, so heißt es wörtlich, „auf Verbesserungen der Lebens- und Arbeitsbedingungen der Arbeiter hinzuwirken“. Es klingt heute merkwürdig altmodisch, wenn jemand vom „Arbeiter“ spricht. Denn auch wenn es ihn natürlich gibt, glaubt man einer Wirtschaftsvereinigung kaum, dass sie sich zusammenfindet, um ausgerechnet ihm zu helfen?

Sie vermittelten erstmals die Idee, Europa müsse kulturell kein höherrangiges Gebilde als Deutschland sein.

„Europäisch“ und „international“ wurden hier zuerst zu Komplimenten.

Tatsächlich löste die angedrohte Hilfe etwa in Italien spontan eine massenhafte Landflucht aus, vor allem in jenen Provinzen, die die Italiener liebevoll „terzo mondo“ nennen, ihre ganz persönliche, landeseigene Dritte Welt. Wenn also heute in Kanada gut 200.000 Abbruzzesen leben, so ist das auch dem Kampf der Europäischen Gemeinschaften um die bessere Lebensqualität der Bauern und Arbeiter zu verdanken, welche qua Emigration Europa über die ganze Welt verteilen.

„Vereinigte Staaten von Europa“, diese Anspielung an die Landesordnung des Großen Bruders folgt durchaus alten US-Intentionen, waren es doch die USA, die eine europäische Einigung nach dem Krieg auch im Hinblick auf einen möglichen wirtschaftlichen Zusammenbruch und die Entstehung eines hiesigen „Machtvakuum“ unterstützten und die ein stabiles Europa als strategisches Vorfeld gegenüber dem Osten zu schätzen wussten. Infolgedessen überzogen sie den Kontinent ziemlich gleichmäßig mit Waffen, Waren und Unterhaltung.

Der letzte Punkt ist nicht zu unterschätzen. Nach dem Krieg mussten wir uns versöhnen. Es war also nicht viel zu machen gegen solch unbarmherzige Völkerverständiger wie Chris Howland, Gus Backus, Bill Ramsey oder Rita Pavone. Man sang „Happy Days in Germany“ und „Little Little Road in Rüdeshheim“, gewann ein Paneuropa der Schulze und jenseits davon die Internationale des Easy Listening.

Denkt man heute an ein modernes gemeinsames Europa, erinnert man sich wehmütig an diese ersten behutsamen Schritte in Richtung multikultureller Niveauserstörung, verkörpert durch fremdrassige, echte oder falsche Miteuropäer und Mitamerikaner, folkloristisch ausgestattete Barden und Troubadouressen, die ersten Invasoren, die den Deutschen in Aussehen und Sangeskunst nicht überlegen waren. Man erinnert sich dankbar an alle diese in Deutschland schaffenden europäischen und amerikanischen „Künstler“, die bald fließend gebrochen Deutsch sprachen und sangen: an die skandinavische Wenke, den baltischen Bata, Karel Allmighty, die Goldene Stimme aus Prag mit dem sozialistischen Meisterwerk „Einmal um die ganze Welt und die Taschen voller Geld...“, an Heintje, Vicky und den ersten guten Russen vor Gorbatschow namens Iwan Rebhoff. Sie vermittelten erstmals die Idee, Europa müsse kulturell kein höherrangiges Gebilde als Deutschland sein.

Insgesamt also eine bemerkenswert nervensägende und nie wieder rückgängig zu machende Vereinigung Europas auf deutschem Boden, eine kulturelle Entente, die uns fühlen ließ, wie schön und wichtig ein Zusammenwachsen der Völker sein kann, und wie unausweichlich ein solches Zusammenwachsen gleichzeitig ist, wenn es die Volksempfänger, die Flughafen-Wartehallen und die Kaufhäuser erst erreicht hat.

Man biederte sich an. Wer Bilder verkauft, tauft sich bis zum heutigen Tage „Art Boutique“, wer Kartoffeln verkauft, „Erdäpfel Center“, aus Stehcafes wurden Bistros, aus Haarschneidern Coiffeure, aus Vorturnern Bodyshape-Stylisten. Man wuchs

zusammen, Moulin Rouge in Dinslaken, Montparnasse-Gefühle in Pirmasens und die Sünden von Lesbos in Höxter – alles zu haben. Die Völker tauschten und kopierten, sammelten und jagten wie in alter Zeit.

In der Welt der Produkte verschränkten sich nationaler Stil mit internationalem Gestus. Der Biedermann inszenierte seine Wiedergeburt als Kosmopolit. Deutsche Männer, eben noch selbst Herrn Krawattenmuffel unterlegen, beschenkten nun das Ausland mit „Arseda“, der „pflegeleichten Einsteckkrawatte aus Dralon“. Trugen sie in jener grämlichen Vorzeit voreuropäischer Öffnung eine Pepita-Passform namens „Comet“ auf dem Kopf – „Comet, der Hut, korrekt und sportlich“ – so konnten sie jetzt ihren masochistischen Anfall modischer Selbstgestaltung durch freie Auswahl aus dem europäischen Typenvorrat – englischer Gentleman, französischer Dandy oder italienischer Papagallo – befriedigen und ihn durch den des pfälzischen Bonvivants mit „Comet“ auf dem Kopf ergänzen. Das bedeutete schließlich auch für die Eurovision der Kopfbedeckungen neue Markenvielfalt alias: „Robin Sport in frischen lebhaften Musterungen ein internationaler Huterfolg“.



Je größer der Raum wird, für den man Partei ergreifen soll, desto unsicherer werden auch die Identifikation und desto schwächer die Leidenschaft.

Auch das deutsche Gretchen wurde in mehreren Waschgängen modisch weggemendelt und in die Trias französische Demoiselle sans merci, blondierte Kompaktrömerin oder Beatnick-Floosy nach Carneby-Art eingegliedert. Die Ergebnisse waren oft grotesk, aber europäisch, und wen früher sein bundesrepublikanischer Hüfthalter umgebracht hatte, der erhielt nun „Taillana. Die Miederlinie mit dem Streckausgleich. Fresh, smart und chic.“ Man soll das nicht unterschätzen: die Mode vereinigte Europa und dieses mit der Welt. „Europäisch“ und „international“ wurden hier zuerst zu Komplimenten.

Gleichzeitig waren so politisch, modisch und sprachlich die Voraussetzungen geschaffen für die Großoffensive des Tourismus, unerbittlich verschärft im Nahkampf der Gruppenreise. Man wuchs gnadenlos zusammen. Deutsche okkupierten den Gardasee, veranstalteten Clownskurse in der Toskana, tanzten in Mykonos den Zaziki, und ihre Dichter trugen die Baskenmütze wie einen Titel. Wie viel Europa darf es noch sein?

Was der Massentourismus sonst von fernen Ländern sah, das waren vor allem Speisekarten und Folklore. Mit ein bisschen Unternehmergeschick könnte man die europäischen Ferienländer nebeneinander an der Ostsee rekonstruieren: erweiterte Restaurants, ausgedehnte Shopping-Malls, zwei Kilometer Cote d'Azur mit Spielcasinos und lebenden Pin Ups zum Spielen, zwei Kilometer Balkan mit Kefirbuden und unverständlichen Bauernliedern am Abend, zwei Kilometer Adria mit stinkenden Algen und duftenden Taschendieben. Was wollen Sie mehr: billig bedient werden, ein bisschen Armut im Hintergrund und das Strohfeder

einer abrupten Überwindung alteingesessener Völkerfeindschaften. Denn wer, um Himmels willen, mag sich in diesem Europa, in dem nicht mal Länder mit sich selbst oder ihren Nachbarstaaten harmonieren. Keine deutsche Grenze, hinter der nicht erbitterte Feinde der Piefkes und Fatzkes und Krauts und Boches sitzen, die ihrerseits all diese Polacken, Ithaker, Käsköpp und Kümmeltürken verachten, diesen ganzen Jem'en-Foutisme, diese mediterrane Manyana-Mentalität, zu schweigen von den Ländern im Gesindetrakt, für die wir nicht mal Schimpfworte haben. Nein, wenn Europa als ein Ganzes anträte, jeder hätte den Eindruck, eine schlechte Partie gemacht zu haben.

Vor allem die Deutschen lieben die Kämpfe auf jedem Gebiet: Trachtenkapellen, Opernensemble, Autohersteller, Fußballmannschaften, Schulkinder, Dürste und Würste, alles soll konkurrieren, damit sich der Wettbewerb in einen Kampf ums Recht verwandelt, damit ganze Nationen im Nirwana ihrer Sinn- und Würdelosigkeit zwangsversenkt und plattgemacht werden können, für immer, d.h. bis zur nächsten Saison. An dem Tag, an dem ein ganzes Fußballstadion gegen die Länderauswahl Neuseelands „Europa! Europa!“ schreit, ist etwas faul im Kontinent.

Je größer der Raum wird, für den man Partei ergreifen soll, desto unsicherer werden auch die Identifikation und desto schwächer die Leidenschaft. Ein redlicher Hanseate sieht schon Bayern gerne gegen Madrid verlieren. Was soll er mit Europa? Wünscht er sich etwa den Tag, an dem vor dem Fernseher der Damen-Bridge-Zirkel von Bad Breisig mit Valpolicella auf den Stabhochsprung-Triumph Portugals gegen Zimbabwe anstößt? Und man denke nur, am Ende hört das mit der Vereinigerei nicht auf, wir werden die vereinigten Staaten von Eurasien und dann von Eurastralien und so weiter, und haben zuletzt auf der ganzen weiten Welt keine Gegner mehr, niemanden, dem man durch blutige Niederlagen seine Nichtigkeit beweisen kann, nur noch Schulterreiben, Fairness-Pokale und kalten Kaffee. Vereinigtes Europa – wehe den Besiegten!

Als ob die Feindbilder nicht schon gefährdet genug wären! Solange es noch gemeinsam stark sein hieß gegen den Osten, waren gewisse Konzessionen verständlich. Jetzt aber, da es offenbar keine größeren Feinde mehr gibt, muss man sich kleinere suchen. Es ist die Stunde des Campanilismus, die Stunde von Heimat und Heino, die Stunde, da man sich mit stierem Blick in Carolin Reibers Dirndl-Dekollete die Angst vor der Überfremdung volksmusikalisch von der Seele singt. Wohin sonst mit dem ehrlichen, ausgrenzenden Gefühl für Hymne und Flagge? Wohin mit dem ausgeprägten Gefühl, etwas Besonderes zu sein, was einschließt, dass die anderen etwas weniger Besonderes sind? Oder ist alles nicht so gemeint und wir sollen doch Deutsche bleiben, nur eben im Angesicht einer radikalen Erschließung neuer Märkte?

Die Franzosen verbrauchen, laut Gerard Mermet, am meisten Pantoffeln, die Italiener verschicken am meisten Telegramme, die Deutschen produzieren die größte Vielfalt an Würsten, die Italiener geben für Kleidung dreimal so viel aus wie die Iren und Engländer, in ganz Europa gibt es mehr Fernsehgeräte als Badewannen.

Wirtschaftliche Eigenheiten bestimmt, wie wir wissen, kein frommer Wunsch, sondern die gesetzliche Festlegung des Erlaubten. Bleiben die sozialen Eigenheiten, die von den wirtschaftlichen so gründlich angetastet werden, dass man schon von Formung sprechen muss.

Es entspricht ja durchaus parlamentarischem Sprachgebrauch, „Freiheit“ zu sagen und freien Warenverkehr zu meinen, „Kultur“ zu sagen und nichts zu meinen oder jenen Phantomschmerz, der an eine verlorene Funktion und Qualität erinnert. Waren denn Film, Mode, Musik nicht immer grenzübergreifend, nicht immer Weltkünste? Seit Jahrhunderten stellen sich Künstler zuerst in den Dienst der Nationalkulturen, danach erstreben sie internationale Anerkennung und verfolgen ihre Ausbreitung in Verfahren, die zwischen Kultur und Wirtschaft sehr ähnlich geworden sind.

Auch die Kunstverwalter wissen genau, dass sich Länder längst weniger durch ihre Kultur als durch ihre Ökonomie definieren lassen und dass auch ein vereintes Europa keine kulturelle Allianz sein wird, die dem etwas hinzufügt, was wir haben. Gibt es etwa nicht genug Lohengrin in Lüdenscheid, nicht genug Pavarotti in Paderborn, und was der Alliterationen mehr sind? Welche grenzüberschreitenden Initiativen flächendeckender Berieselung lassen sich noch verwünschen? Und sieht man nicht schon die Archäologen der Zukunft mit dem Mikroskop über unseren Hinterlassenschaften: Schauen Sie hier, die Toastbrotverpackungen, die Silberlinie der finnischen Gardisette-Gardine – unverkennbare, endemische Nationaleigentümlichkeiten...

Statistisch ist dieses Europa gut unterscheidbar. Die Franzosen verbrauchen, laut Gerard Mermet, am meisten Pantoffeln, die Italiener verschicken am meisten Telegramme, die Deutschen produzieren die größte Vielfalt an Würsten, die Italiener geben für Kleidung dreimal so viel aus wie die Iren und Engländer, in ganz Europa gibt es mehr Fernsehgeräte als Badewannen. Und 12 % aller Europäer glauben, die Sonne drehe sich um die Erde. Das ist Statistik, in Wirklichkeit rückt unterdessen die kulturelle Einheit in immer weitere Ferne: Das Fernsehen reduziert seine Auslandsberichterstattung, aus den Kinos verschwinden die Filme der europäischen Nachbarn, und auch im Musik- und im Buchwesen tauschen die Europäer weit weniger untereinander als sie aus den USA importieren.

Bei allen wirtschaftlichen Allianzen, vereinfachten und verschärften Freundschaftsverhältnissen wird zwar nachdrücklich versichert, der „wirtschaftliche Interessenausgleich“ – so heißt das – werde den Souveränitätsstatus der Länder nicht angreifen. Aber wir pflegen diese Souveränität ja nun schon seit Jahrzehnten als Fata Morgana, d.h. kaum kommt es drauf an, haben wir sie nicht mehr, und so wissen wir kaum noch, worin sie eigentlich besteht. Da war es beruhigend, zur Einführung des Euro zu hören, die „ethnischen, historischen, kulturellen, politischen, rechtlichen, wirtschaftlichen und sozialen Eigenheiten“ der Länder sollten intakt bleiben. Welche Eigenheiten haben wir eigentlich sonst noch? Und alle unangetastet von der Vereinigung?

Zunächst fällt es schwer, sich eine „intakte ethnische Eigenheit“ vorzustellen. Entweder wird damit das Recht auf das öffentliche Tragen von Lederhosen garantiert, dann haben wir allen Grund dankbar und uninteressiert zu sein, oder es deutet sich eine Initiative gegen Mischehen an. Historische Eigenheiten sind schon deshalb unantastbar, weil sie historisch sind, kulturelle Eigenheiten haben wir nicht, sieht man von Dingen ab, die schon deshalb niemand antasten wird, weil sie ungenießbar sind, und diesem Verdikt sind in der Vergangenheit nicht einmal die Fischer-Chöre verfallen. Politische Eigenheiten werden gerade planiert. Einen Minister mit Fliege hat heute schon jedes Land. Rechtliche Eigenheiten darf man kaum sagen, sonst hört es sich an, als ginge es nicht rechtens zu. Wirtschaftliche Eigenheiten bestimmt, wie wir wissen, kein frommer Wunsch, sondern die gesetzliche Festlegung des Erlaubten. Bleiben die sozialen Eigenheiten, die von den wirtschaftlichen so gründlich angetastet werden, dass man schon von Formung sprechen muss.

Zunächst aber wäre zu fragen, wer profitiert, wenn Europa ähnlicher wird?

Ich weiß nicht, was soll es bedeuten: Erstens soll nichts angetastet werden, zweitens wird trotzdem alles besser, drittens öffnen sich der Konsumwelt neue Horizonte, viertens werden wir davon absehen, dass sich die Welt nirgends so ähnlich sieht wie im Konsum: Zu belegen entlang der Ost- und Westfront vormarschierender amerikanischer Produkte, an weltweiten Fast-Fress-Ketten oder an der völlig austauschbaren Physiognomie der europäischen Großstadtzentren, alle mit demselben Geld-Appeal und schon heute so international uniformiert, dass es fast nur noch kollektive Eindrücke gibt und man in die Außenbezirke fahren muss, um von der Weltsprache auf die Stammsprache zu kommen, und von diesem einzigen riesigen Foyer der Hochfinanz in die noch blockfreien, verwahrlosten und noch geschichtlichen Räume einer Randbevölkerung, die mehr oder minder zwangsweise in einem vielschichtigen, morphologisch reich differenzierten Habitat lebt. Gebt ihnen jetzt noch die europäische Telefonzelle, den Europabus und die Euro-Mülltonne, den Standard europäischer Fassadenbegleichung und das Unisono europäischer Restaurantarchitektur und Europa wird sich als Aufhebung des Artenschutzes herausstellen.

Nein, die Vermutung liegt nahe: Hier wächst nicht zusammen, was zusammengehört. Wäre es anders, dann würden bei allen Globalisierungsprozessen die Starken nicht immer stärker, die Schwachen nicht immer schwächer. Zunächst aber wäre zu fragen, wer profitiert, wenn Europa ähnlicher wird?

Die Chancen stehen ja nicht schlecht dafür, dass nach getaner Arbeit ganz Europa wie Gelsenkirchen aussehen wird. Wer sich folglich einem noch vereinigteren Europa gegenüber skeptisch

zeigt, fürchtet vielleicht vor allem den Zustand, in dem man von hier schlicht nicht mehr abhauen kann.

Alles in allem bleibt Europa in der Realität wohl vereinigt unvereinigt. Unvereinigt immer dann, wenn es politisch darauf ankommt: Bei Falkland, Golf, Irak-Krieg, bei Wiedervereinigung und Gibraltar-Krise, vereinigt, wo es wirtschaftlich darauf ankommt, und allenfalls hypothetisch zu vereinigen, wo es an die Grundsätze einer europäischen Sicherheits- und Außenpolitik ginge, wie Ralf Dahrendorf schreibt: „Wir finden uns in einem Prozess mit ungewissem Ende, der zu den Vereinigten Staaten von Europa führen kann, aber auch zur Renationalisierung, ja Fragmentierung politischer Räume.“

An diesen Punkt hat uns, so Regis Debray, Mitterand-Berater und Weggefährte Che Guevaras, „der Pragmatismus der kleinen Schritte“ geführt. Aber jetzt? Die federführende Generation von Politikern, die die Vision bis hierher dachten, hatten den Krieg noch erlebt, dann den Eisernen Vorhang. Den jetzigen steht die negative Energie der Geschichte nicht mehr als Schubkraft des Visionären zu Gebote. „Gebt mir eine Grenze und eine Bedrohung“, fährt Regis Debray fort, „und ich gebe euch eine Gemeinschaft: Diese Logik der Zivilisation hat etwas Unveränderliches.“

Krisen bringen neue ideologische Klammern zustande, diese Krise bestand nicht zuletzt im Verlust einer solchen Klammer.

Wenn es aber so ist, dann kann man die Finalität Europas nicht von innen denken, denn – noch einmal Debray: „Das bloße Streben nach Einheit ist kein selbsttragender Mythos mit ideeller Kraft. (...) Niemand bringt Opfer, wenn ihn nicht hohe Werte leiten. (...) Der Europäismus ist eine Religion unter anderen. Und es ist kein Zufall, dass er die Untröstlichen unserer verlorenen Religionen versammelt, die Frustrierten von links wie die Waisen der Christdemokratie.“

Wo also stehen wir: Wir haben den Euro, den Europäischen Gerichtshof, das Europaparlament und Erleichterungen im Verkehr von Mensch und Ware. Dennoch liegt die Wahlbeteiligung zum Europa-Parlament in einigen Ländern gerade einmal bei 30 Prozent. In dieser Situation einer frustrierten Sentimentalität ruft Europa wieder nach einer Idee, Jürgen Habermas tut es, Ralf Dahrendorf tut es. Aber wie träumt man am Ende aller Träume? Die Idee der Europäer von Europa hieß Europa. Das reicht nicht mehr, wenn die wahre Antwort auf die Frage: Was eint die Europäer, lautet: Die Égalité. Das meiste von dem, was Europa heißt, ist ihnen inzwischen egal.



Jürgen Habermas hatte eben angeregt, eine Diskussion über die europäische Identität zu führen, da erwies sich Europa als nicht identisch: Der Krieg der USA gegen den Irak stiftete keine gesamt-europäische Identität. Im Gegenteil. Vor so viel Großem Bruder und „special relationship“ zerfiel der Kontinent in „altes“ und „neues“ Europa, anders gesagt: Die Nationalstaaten stellten die eigenen vor die europäischen Interessen. Krisen bringen neue ideologische Klammern zustande, diese Krise bestand nicht zuletzt im Verlust einer solchen Klammer.

Während frühere Kriege, gleich ob kalte oder heiße, Identität stifteten, fragt Habermas, ob nicht jetzt die Differenz gegenüber den USA als identitätsstiftendes Prinzip wirksam werden könnte. Das hieße, nicht der Krieg, sondern die gemeinschaftliche Haltung gegen einen Krieg könnte Einheit stiften. Heißt das, man überträgt das Modell Flutkatastrophe auf ganz Europa? Heißt das, Europa wird europäischer durch die Weigerung der USA, Weltgerichtshof, Völkerrecht, Emissionsbeschränkung, Klimaschutz etc. zu akzeptieren? Erweitern kann man die Europäische Union, aber kann man sie, auf dieser Basis, auch vertiefen?

Sieht man es anders, nämlich psychologisch, gerät der Deutsche in ein unlösbares Dilemma: Er soll sein Nationalgefühl bewahren, seine von Poltschmelze und Türken umkämpfte Scholle lieben, diese Liebe aber gleichzeitig auf eine Vielfalt von Völkergruppen ausdehnen. Einigkeit mit Herz und Hand jetzt auch für Island, Zypern, die Türkei, das ist entweder zuviel verlangt oder es geht nur mit größerem Aufwand an Liebe.

Das vereinte Europa kommt somit zu der religiösen Formel: Du sollst fühlen, mehr fühlen, in größerem Maßstab fühlen, Du sollst Patriot sein und Euro-Patriot. Es hat seine Richtigkeit: Man sucht Europa und sieht Sternchen – auf blauem Grund, dem Heiligenschein ähnlich. Das Paradoxon des Glaubens verlangt von uns, wie Wissen zu behandeln, was nicht gewusst werden kann. Glauben wir also weiter an Europa in der Hoffnung, damit Berge zu versetzen.

Europa – Architektur und Politik am Beispiel Finnland/Österreich

Alfred Berger
Architekt, Wien

Beim Nachdenken über den Zusammenhang von Politik und Architektur, beim Versuch, das „und“ zwischen Politik und Architektur näher zu fassen, drängen sich die beiden Pole auf:

Architektur durch Politik oder Architektur trotz Politik? Architektur gefördert und im Einklang mit der Politik und den Verhältnissen, oder Architektur als Produkt gesellschaftlicher Entwicklungen, die sich nicht im Einklang oder gar im Widerstreit mit den offiziellen Zielen der Politik des Landes befinden?

Diese pointierte Fragestellung steckt uns den Rahmen ab, innerhalb dessen wir heute die Rahmenbedingungen der Architektur in Finnland und in Österreich betrachten.

Um den Zusammenhang zwischen Architektur und Politik in einem Land aufzuspüren, genügt es kaum, eine Analyse der letzten Jahre vorzulegen. Singuläre Ereignisse können zur Verwechslung zwischen einer momentan gültigen Situation und strukturellen Gegebenheiten führen. Zu leicht geht im Schatten der Begeisterung für einzelne Werke der Blick für die Rahmenbedingungen verloren – der Blick für jene große Konstante, die diese Werke mitgeprägt hat, nämlich der Blick auf die Baukultur eines Landes.

Unbestritten ist jedenfalls das hervorragende Niveau der Architekturproduktion in beiden Ländern. Bekannt sind die starken Impulse auf die internationalen Entwicklungen der Architektur, die immer wieder von diesen beiden kleinen Staaten ausgingen.

Was hat jedoch die Politik und was haben die staatlichen Institutionen zu diesen Erfolgsgeschichten beigetragen?

Lassen Sie uns zu Beginn feststellen, dass sowohl Finnland als auch das heutige Österreich Kinder des 20. Jahrhunderts sind, genauer gesagt: Beide Staaten sind den Wirren des Ersten Weltkrieges entsprungen. Während jedoch die Finnen ihre Staatswerdung von 1917 als großen Schritt in die Selbständigkeit feierten, erlebten viele Österreicher die Gründung der 1. Republik 1919 als Verlust einstiger Größe und Macht – ja geradezu als Schmach.

Dementsprechend war die Ausgangsposition für alles, was in den Bereich Selbstdarstellung des Staates oder der Nation fällt, sehr unterschiedlich. Ebenso wie das Verhältnis zwischen Gesellschaft und Staat in beiden Ländern verschieden war, konnte auch das Verhältnis zwischen Politik und Architektur nicht dasselbe sein.



Finnland 1:

Finnland war vom Mittelalter bis 1808 unter schwedischer Herrschaft und ab 1809 ein Großherzogtum der Russischen Krone. Unter dieser andauernden Fremdherrschaft entwickelte sich im 19. Jahrhundert – nicht ohne Parallelen zur Entwicklung anderer Völker Europas – ein finnisches Nationalbewusstsein, das im Wunsch nach staatlicher Unabhängigkeit gipfelte. Künstler begannen in dieser Zeit ihre Arbeiten mit der Idee des Finnischen zu verbinden. Der Selbständigkeitsgedanke fand seinen Ausdruck im Nationalromantischen Stil. (Dieser kann als finnische Version der Jugendstilbewegung verstanden werden.) Auf der Suche nach authentischen Motiven durchstreiften junge Künstler Karelien. Auch der Sagenschatz – der Kalevala – wurde neu aufgeschrieben und publiziert. Die Bewegung kam damals dem Traum vom Gesamtkunstwerk sehr nahe – neben Literatur, Musik und den bildenden Künsten erlebten die Architektur und auch das Kunsthandwerk eine Blüte.



„Europa – Architektur und Politik am Beispiel Finnland/Österreich“ Alfred Berger

Villa Aulikki,
Aulikki Jylhä, Erkki Kairamo
1996 – 2002, Hiittinen/Finnland

City Theater, Timo Penttilä
1960 – 1967, Helsinki/Finnland

Haus am Michaelerplatz
Adolf Loos 1911, Wien/Österreich



Das Projekt war überaus erfolgreich! Es sei hier exemplarisch auf die wundervolle Produktion der Architektengemeinschaft Saarinen-Gesellius-Lindgren verwiesen. Diese drei Großen verkörperten in ihrem Werk bereits einige bis heute gültige Fundamente der finnischen Architektur: Für ihre Arbeit errichteten sie sich einen großen Landsitz außerhalb der Stadt – die Integration der Natur in die Arbeit des Architekten ist seither ein festes Element der finnischen Architektur.

Diese Vorarbeit lieferte dem neuen finnischen Staat bei seiner Gründung 1917 eine solide Grundlage. Die Konzepte des 19. Jh. sollten jedoch bald einem neuen Bild weichen. Der Nationalromantische Stil war nicht mehr geeignet, die energische Modernisierung des Landes auszudrücken.

Ein neues Bild wurde geformt. Dieses neue Bild sollte nun nicht mehr nur nach innen wirken, dem eigenen Volk zur Identifikation dienen, sondern sollte auch eine Botschaft an das Ausland sein: „Hier sind wir – wir können etwas – wir machen etwas.“

Nach einer kurzen klassisch geprägten, sehr schlichten Periode begann der Funktionalismus seinen Einfluss auf die finnische Architektur zu entwickeln, der über Jahrzehnte anhalten sollte. Mit dem Funktionalismus schloss sich die finnische Architektur auch dem Internationalen Stil an. Die einflussreichsten Architekten der Zeit waren Alvar Aalto und Erik Brygmann.

Österreich – frühes 20. Jh.:

Wien zum Beginn des 20. Jahrhunderts war die vielbeschriebene K+K Metropole. Multi-ethnisch wie das Habsburgerreich, verwöhnt durch eine überreiche Geschichte, war die Stadt Treffpunkt für Künstler und Intellektuelle, aber auch für Forscher und Ärzte. Das offizielle Kaiserreich entfremdete sich zunehmend vom kulturellen Geschehen – und büßte in Folge rasch seine angestammte Rolle als Förderer der Künste und der Literatur ein. Die neuen Strömungen in Kunst und Wissenschaft fanden ihre Förderer in bürgerlichen Kreisen. Die Politik beschränkte sich darauf, das latente Brodeln in der Gesellschaft zu kontrollieren.

Das Streben der Kronländer nach Unabhängigkeit vom Kaiserreich wurde von den Künsten thematisiert. Projekte nationaler Identitätsstiftung können – analog zu Finnland – in Prag, Budapest oder am Werk von Josip Plecnik in Laibach bewundert werden. Bemerkenswert ist, dass der Architekt Plecnik an der Akademie in Wien von Otto Wagner ausgebildet worden war. Als Otto Wagner Plecnik zu seinem Nachfolger als Leiter der Meisterschule für Architektur ernennen wollte, legte der Kaiser ein Veto ein. Die Politik hatte definitiv den Kontakt zur Kunst und Architektur verloren.

Sezession:

Während sich also Plecnik fortan der Sezession der Kronländer widmete, wurde im Zentrum Wiens mit den Mitteln privater Förderer die „Sezession“ errichtet. Das Motto am Fries ist bekannt: „Der Zeit ihre Kunst – der Kunst ihre Freiheit.“ Das Gebäude des Architekten Olbrich mit der wundervollen vergoldeten Lorbeer- kugel – im Volksmund „Krauthappel“ genannt – erhielt auf Betreiben mächtiger Kreise keine reguläre Baugenehmigung. Schließlich fand man die Lösung darin, das Gebäude als Provisorium, mit befristeter Bewilligung, zu errichten. Wir sollten diesen juristischen Kunstgriff später noch antreffen.

Loos Haus am Michaelerplatz:

Adolf Loos errichtete für die Herrenausstatter Goldmann & Salatsch das Haus am Michaelerplatz. Das Haus liegt direkt gegenüber der Hofburg. Die öffentliche Empörung über die schmucklosen Fassaden war enorm. Der Kaiser soll sogar angeordnet haben, dass auf dieser Seite die Vorhänge fortan geschlossen bleiben sollten, um ihm den Anblick des „nackten Hauses“ zu ersparen. Besondere Beachtung verdienen aber auch die Säulen des Hauses: Jede Säule besteht aus einem Monolithen aus edlem Cippolino-Marmor. Die Säulen des Kaisers auf der anderen Seite des Platzes sind aus billigem Ziegel gemauert und verputzt. Kein Detail verkörpert besser die Rolle der Architektur als Ausdruck des neuen Selbstbewusstseins des fortschrittlichen Wiener Bürgertums der Zeit.



ORF Studio, Gustav Peichl
1969 – 1972, Salzburg/Österreich

Karl-Marx-Hof

Eine weitere aufstrebende Kraft im Land war die Arbeiterbewegung. Der soziale Wohnbau entwickelte sich als eigenständiges Arbeitsfeld in der Architektur. Die Stadt Wien erkannte früh die Bedeutung des sozialen Wohnbaues und betrieb viele hochinteressante und ehrgeizige Programme. Das bekannteste davon ist wohl der über 1 km lange Karl-Marx-Hof in Wien-Heiligenstatt. Kein anderer Wohnbau aus dieser Zeit verbindet so eindrucksvoll die Schaffung qualitätsvoller Wohnungen mit der architektonischen Demonstration neuen Selbstbewusstseins und auch neuer Macht der Arbeiterschicht. Die tiefen Gräben in der österreichischen Gesellschaft gipfelten im Bürgerkrieg 1934. Die blockartige Anlage des Karl-Marx-Hofes musste in den Kämpfen traurig ihre Eignung als Wehranlage auf die Probe stellen. Das Beschießen der Wohnanlage mit Kanonen des Bundesheeres zeigt wiederum, wie sehr die selbstbewusste Architektur ein Dorn im Auge der Heimwehr war.

Die drei vorgenannten Beispiele zeigen uns, dass Architektur in Österreich nicht als gemeinsames Wollen verstanden wurde, sondern als Manifestation einzelner Gruppen innerhalb der Gesellschaft.

Die Auflösung der K+K-Monarchie führte also nicht zur Geburt der österreichischen Architektur, sondern zu einer Architektur der Interessen. In dieser Situation wurde Architektur stets beargwöhnt. Jede bauliche Äußerung stand im Verdacht, ein affirmativer Akt einer Gruppe gegen den Rest der Gesellschaft zu sein. Liberale gegen Monarchisten, Proletarier gegen Kapitalisten, Internationale gegen Deutschtömler, Katholiken gegen Materialisten... Die Liste ließe sich fortsetzen.

Erst 1934 im autoritären Ständestaat unter Dollfuß wurde das Projekt „Österreichische Architektur“ offiziell in Angriff genommen. Mit Clemens Holzmeister hatte das Regime aus heutiger Sicht einen durchaus fähigen Berater gewählt. Die Zeit bis zum Anschluss 1938 reichte jedoch nicht aus, um das Projekt umzusetzen. Die erarbeiteten Grundlagen hatten nach dem Krieg natürlich keine Gültigkeit.

Österreich 2:

Die Zeit nach 1945 war von Knappheit geprägt. Dazu kam aber, dass der Riss des Bürgerkrieges ebenso wenig aufgearbeitet war wie das Erbe von acht Jahren Naziregime. Keine gute Zeit, um ein nationales Architekturprogramm zu schreiben. Keine Gute Zeit für Architektur. So ist es nicht weiter erstaunlich, dass der große Aufschwung der österreichischen Architektur ziemlich lange auf sich warten ließ. Erst in den 60er und 70er Jahren formierte sich eine Garde damals junger Architekten, um den Mief zu überwinden und große Architektur zu proklamieren und auch zu bauen. Es waren dies in Wien die Holzmeisterschüler Peichl, Hollein und Holzbauer, dann Chech und Coop Himmelblau, in Graz Günther Domenig und in Innsbruck Lackner.



Villa Mairea, Alvar Aalto, 1937 – 1939,
Noormarkku/Finnland

Finland 2:

In Finnland war der Krieg relativ kurz. Dennoch hinterließ die deutsche Besatzung besonders im nördlichen Finnland grauenvolle Spuren. Auf ihrem Rückzug „bestrafte“ die Truppen der Wehrmacht den Seitenwechsel der finnischen Politik durch unzählige niedergebrannte Dörfer.

Dieser Verlust konnte jedoch den kulturellen Geist der finnischen Gesellschaft nicht verunsichern. Der Aufbau nach dem Krieg stand klar unter dem Zeichen der Modernisierung. Architektur war als wesentlicher Bestandteil nationaler Selbstdarstellung zu einem unverrückbaren Wert der finnischen Gesellschaft geworden. Auf diesem soliden Fundament konnten die Architekten der Nachkriegszeit neue Antworten auf neue Aufgaben entwickeln.

Die Anknüpfung an die Inhalte vor dem Krieg wurde erleichtert durch die Kontinuität in den finnischen Eliten. Reinigungsprozesse und andere Umbrüche hatten nicht stattgefunden. Vielmehr fanden sich nach dem Krieg die handelnden Personen wieder zusammen.

Während Clemens Holzmeister in Österreich mit dem Stigma des Austrofaschismus behaftet war, konnte der große Finne Alvar Aalto nach dem Krieg sein Werk voll entfalten. Der Auftrag der Politik war aufrecht: Es ging weiterhin um die Modernisierung des Landes und um eine positive und dynamische Botschaft nach innen wie nach außen. Dennoch verlor die finnische Architektur nie eine gewisse Schlichtheit. Ein naheliegender Zug in einem

Land mit geringen Ressourcen oder auch eine zurückhaltende Neigung im Charakter der Finnen.

Das Echo war enorm.

Die finnische Architektur erreichte in den 50er und 60er Jahren sicherlich den Höhepunkt ihrer internationalen Anerkennung. Kaum ein Architekt konnte in dieser Zeit auf eine Studienreise nach Finnland verzichten.

Die finnische Architektenschaft verstand es, diese Zeit zur Festigung der Position des Architekten zu nutzen. Alle wichtigen Bauaufgaben mussten von Architekten geplant werden. Und die Wahl des Architekten für eine Bauaufgabe wurde generell über Wettbewerbe entschieden.

MISS SARGFABRIK, Wohnhaus ,
BKK-3 2000,
Wien/Österreich

Einfamilienhaus Kopf,
Hermann Kaufmann 2000,
Vorarlberg/Österreich

Der Architekturwettbewerb:

Dass der Architekten-Wettbewerb ein wichtiges Instrument zur Hebung der gestalterischen Qualität in der Architektur darstellt, wird heute von der Politik allgemein anerkannt. Diese grundsätzliche Zustimmung sollte jedoch nicht verbergen, dass die Wettbewerbskultur eine sehr empfindliche Pflanze ist, die nicht überall gleich gut entwickelt ist. Erst die Standardisierung von Wettbewerbsprozeduren durch das Regelwerk der EU schaffte eine allgemeingültige Grundlage zur Beurteilung der Verfahrenskultur in den Mitgliedsstaaten.

All diese Regelwerke sind notwendig, um das langsam entstehen zu lassen, was Finnland schon lange besitzt: Ein Bekenntnis zum Wettbewerb und seinen Regeln ohne wenn und aber!

Der Wettbewerb und die Finnen:

Die Definition von Architektur als „res publica“, als Sache des öffentlichen Interesses, gab dem Wettbewerb schon lange vor dem EU-Beitritt eine feste Position in der finnischen Baukultur. Neben der Konsequenz, mit der alle wichtigen Projekte durch öffentliche Wettbewerbe entschieden werden, ist besonders die Qualität der Verfahrenskultur zu beachten:

1. Die Zusammensetzung der Jury:

Da das Ziel des Wettbewerbes eindeutig einen gestalterischen Schwerpunkt aufweist, besteht im Regelfall die Mehrheit der Jury aus Architekten. Die verantwortungsbewusste Arbeit der Juroren führt dazu, dass der Konsens mit den Bauherren trotzdem nicht verloren geht.

2. Anonymität – Die Jury wählt ein Projekt, nicht einen Architekten: Anonymität als diese scheinbare Selbstverständlichkeit ist deshalb erwähnenswert, weil nicht nur in Österreich unter führenden Persönlichkeiten das Kredo herrscht: „Wir wählen hier nicht ein Projekt, sondern einen Architekten!“

3. Der Sieger baut!

Im Regelfall nimmt sich in Finnland eine Jury viel Zeit für ihre Entscheidung. Die Entscheidung wird dann jedoch von allen Beteiligten mitgetragen und respektiert. Ohne zwingende Gründe kann an dieser Entscheidung nicht „herumgezupft“ werden.

Der Wettbewerb in Austria:

Demgegenüber kämpft die Architektenschaft in Österreich aus einer geradezu verzweifelten Ausgangslage um eine gleichwertige Verfahrenskultur. Mächtigster Helfer in diesem Streben nach Transparenz der Verfahren sind das Vergaberecht der EU und sein Kriterienkatalog.

Der schlechte Ruf des Wettbewerbes in Österreich ist begründet durch eine lange Reihe bekannter Pannen. Nur zu oft wurde die Entscheidung einer Jury durch die zuständigen Gremien ignoriert. Sogar Alvar Aalto musste mit seinem 1. Preis beim Wettbewerb für die Wiener Stadthalle dem Wiener Architekten Roland Rainer das Feld räumen.

Entsprechend dünn war bislang die Beteiligung internationaler Büros an Wettbewerben in Österreich. Auffallend ist die hohe Beteiligung junger deutscher Architekten seit dem EU-Beitritt Österreichs.



Finnland 3:

Die mehr als 1.000 km lange Grenze zu Russland hatte zu einer sehr vorsichtigen Politik des neutralen Finnland gegenüber dem starken Nachbarn geführt. Im Zuge dieser Politik hatten sich hervorragende Handelsbeziehungen mit der UdSSR entwickelt. Waren aller Art, natürlich auch das finnische Holz und Papier, wurden vom Osten mit Öl bezahlt. Erst der Zerfall der UdSSR offenbarte die starke wirtschaftliche Bindung des Landes an seinen östlichen Nachbarn. Eine enorme Wirtschaftskrise war die Folge. Der zügigen Überwindung der Krise verdanken die Finnen zwei Dinge: NOKIA und SISU.

- Über NOKIA ist nicht viel zu sagen – Nokia ist heute eine Weltmarke! Der enorme Aufschwung des ehemaligen Reifen- und Gummistiefelherstellers Nokia zum Weltführer am Handymarkt bescherte der finnischen Wirtschaft in den 90ern hervorragende Wachstumszahlen.
- Und SISU – sisu bezeichnet die legendäre Zähigkeit der Lappen, die gewohnt waren, auch bei bösem Wetter so lange weiterzugehen, bis ein schützendes Lager erreicht war.

Dennoch sollte uns nicht entgehen, dass sich in den 90er Jahren wichtige Parameter der finnischen Gesellschaft und somit der Architektur verändert haben:

- Lokal versus Global: Der Handel mit den Nachbarn wurde abgelöst vom Welthandel. Die Isolation am Nordrand Europas ist aufgehoben. Was Nokia leicht fällt, ist für die übrige Wirtschaft eine große Herausforderung – auch für die finnischen Architekten.
- Die Mitgliedschaft in der EU zwingt zu einer Neuordnung der nationalen Selbstdefinition. Welche Rolle spielt in Zukunft das Nationale?
- Die Landflucht hält an – heute wohnen bereits über 80% der Finnen am südlichen Küstenstreifen, hauptsächlich im Großraum Helsinki. Demgegenüber hat die finnische Architektur wenig städtebauliche Konzepte zu bieten. Der Kult des Einzelgängers wendet sich mehr dem Isolator zu und behindert die Entwicklung von Visionen zur Stadt. Trotz dieser Schwierigkeiten bleibt das Schaffen der finnischen Architekturszene hochinteressant.

Austria 3:

Während also in Finnland Politik und Architektur in großem Einklang erschienen, fanden auch die aktuellsten Ereignisse in der Österreichischen Architektur nicht auf ministeriellen Erlass hin statt.

Vielmehr bilden regionale Initiativen, manchmal gestützt von privaten Investoren, oder einfach private Initiative den Motor dieser Entwicklungen.

Vorarlberg:

Wenn wir auch hier kurz zurückblicken, so sehen wir, dass Vorarlberg seine Begeisterung über das neue Österreich 1920 mit einer Volksabstimmung dokumentierte, nach der Vorarlberg sich der Schweiz anschließen wollte. Die Schweizer wollten nicht – somit ist uns Vorarlberg erhalten geblieben. Der begehrliche Blick zum Nachbarn ist den Vorarlbergern jedoch erhalten geblieben. Es ist in diesem Zusammenhang nicht weiter erstaunlich, dass der sonst flächendeckende Vormarsch des Tirolerhauses ausgerechnet in Vorarlberg zum Stillstand kam. Vielmehr etablierte sich in den 80er Jahren eine Gruppe engagierter Architekten, die einen neuen Typus von Einfamilienhäusern entwickelte.

Formal eher schweizerisch beeinflusst, mit klaren und schlichten Formen, handwerklich durchdacht, verbreitete sich das Modell rasch. Ein unrühmlicher Krieg der österreichischen Bundeskammer gegen die Protagonisten unterstrich den sezessionistischen Geist dieser jungen Vorarlberger. Daraus hervorgegangen ist eine starke gestalterische „Marke Vorarlberg“, die inzwischen längst nicht nur Einfamilienhäuser baut.

Wiener Schulbauprogramm:

Das große Wiener Schulbauprogramm bildete mit 23 Schulen einen wichtigen Aufbruch in Sachen Architektur in Wien. Die Beauftragungen erfolgten gezielt an profilierte Architekten und engagierte jüngere Kollegen. Dies war noch großteils ohne Wettbewerb – heute nicht mehr fortzusetzen. Leider stellt gerade diese Initiative auch das Ende der kommunal organisierten Architekturoffensive in Wien dar.

Die neue Mittelschicht:

Als neue Kraft trat zum Ende des 20. Jahrhunderts in Österreich erstmals die breitere Mittelschicht in Sachen Architektur hervor. Die politischen und ökonomischen Verhältnisse des 20. Jh. haben in Österreich die Entstehung einer selbstbewussten und starken Mittelschicht, verglichen zu anderen westeuropäischen Ländern, stark verzögert. Das ändert sich nun. Die neue Generation der Mittelschicht ist selbstbewusst und ausreichend wohlhabend. Das Konsumieren – Essen, Wein, Kleidung – aber auch das Wohnen wurden zentrale Themen.

Die kulturellen Wurzeln der neuen Mittelschicht sind architektonisch unbelastet, die Pop-Kultur wiegt die Tradition auf. Die neuen Häuser sind frech, wollen auffallen, einen Aufbruch markieren. Architektonische Einflüsse finden sich beim kalifornischen Österreicher Richard Neutra oder dem nach New York emigrierten Österreicher Friedrich Kiesler ebenso wie in der Popwelt oder bei den jungen Holländern. Motto: „Spaßkultur“.

Wenn wir also heute sowohl in Finnland als auch in Österreich besondere Leistungen und auch ein sehr hohes allgemeines Niveau der Architektur sehen, so liegen diesen Leistungen ganz unterschiedliche Rahmenbedingungen zu Grunde.

Versuch eines Ausblickes:

In Österreich waren die Helden der 60er und 70er gegen die damaligen Bau-Lobbys mit feinen, kleinen Projekten zu Felde gezogen. Heute frönen die selben Architekten dem Kult der Bigness. Den jüngeren Kollegen bleiben da vorerst eher die Nischen. Ein Durchbruch scheint jedoch geschehen zu sein. Nämlich, dass die heutige Gesellschaft in Österreich eine bis dato nicht gesehene Freude am Zeigen und Gesehen werden entdeckt hat. Zu hoffen bleibt, dass sich daraus eine breite Baukultur entwickelt und festigt. Der leicht aktionistische Zug österreichischer Architektur wird dadurch wohl kaum verschwinden.

In Finnland wird heute eine sehr bewegte Debatte geführt, wie es weitergehen soll. Während einige Büros den wachsenden Büromarkt mit sehr eleganten und internationalen gläsernen Projekten bedienen, werden von vielen Kritikern die sich im Stadtbild zunehmend darstellenden gläsernen Bürokomplexe als „unfinnisch“ abgelehnt. Die Bewahrer sehen die Bastion der finnischen Architektur eher in den sehr individuellen kleineren Arbeiten wie Saunas und Landhäusern. Zu hoffen ist, dass das ausgeprägte Bewusstsein um die besondere Tradition nicht zu einer Last wird; dass die große Frische und die Radikalität der Vergangenheit nicht einer Verpflichtung zur eigenen Vergangenheit zum Opfer fällt.

Im heutigen Rahmen will ich abschließend zur eingangs gestellten Frage zurückkehren:

Architektur durch Politik oder Architektur trotz Politik?

Das Beispiel Finnland zeigt uns die große Leistung einer Kultur, die auf einen starken inneren Konsens aufbaut und ein klares Bekenntnis der Politik zur Architektur erkennen lässt. Demgegenüber sehen wir in Österreich eine Vielzahl von Einzelinitiativen, die nur zu oft im offenen Widerstreit gegen herrschende Auffassungen entstanden und die gerade daraus ihre besondere Kraft schöpfen.

Wenn sich die Finnen ihren sicheren Gang bewahren, und die Österreicher ihre Unzufriedenheit nicht verlieren, so dürfen wir aus beiden Ländern auch in Zukunft viel spannende Architektur erwarten.

Perspektiven eines freien Weltmarktes in einer neuen Weltordnung

Dr. Theo Sommer
Editor-at-Large der Zeitschrift DIE ZEIT,
Hamburg

Ich freue mich sehr, heute wieder bei Ihnen zu sein. Das letzte Mal hatte ich das Vergnügen im Jahr 2001 bei Ihrer Tagung auf Norderney. Damals habe ich Ihnen einige Gedanken über „Architektur, Staat und Gesellschaft“ vorgetragen.

Das Thema, das Sie mir für heute gestellt haben, ist weiter gefasst – und ich finde es viel schwieriger zu behandeln, obwohl es – anders als das Architekturthema – in den Kernbereich meines beruflichen Interesses fällt: „Perspektiven eines freien Weltmarktes in einer neuen Weltordnung“. Die Schwierigkeit rührt daher, dass heute nur schwer abzusehen ist, wie eigentlich diese neue Weltordnung aussehen wird und welche gestaltenden Kräfte dem Weltmarkt ihr Gepräge geben werden. Ich werde deshalb notgedrungen mit der Stange im Nebel herumstochern müssen und dabei voller Demut die Mahnung des legendären Hollywood-Moguls Goldwyn-Mayer im Hinterkopf behalten: „Mache nie Prophezeiungen, und schon gar nicht über die Zukunft!“

I. Einleitung

Der Ausgangspunkt meiner Erwägungen ist die schlichte Feststellung, dass wir in einer Epoche des Übergangs leben. Spötter mögen dagegen halten, dass dies der Normalzustand der Menschheit sei – schon bei ihrer Vertreibung aus dem Paradies soll Adam ja Eva mit der Bemerkung getröstet haben: „Wir leben in einer Phase des Übergangs“.

In der Tat ist ständiger Wandel vom Anbeginn der Geschichte das Los des Menschengeschlechts gewesen. Meist war dies jedoch gleitender, fast unmerklicher Wandel. Unsere Epoche hingegen

ist wie wenige andere geschichtliche Epochen nicht bloß von der Kontinuität solcher leisen Wandels geprägt. Ihr Merkmal sind abrupte Brüche.

Anfang der neunziger Jahre ist urplötzlich eine Weltordnung zerbrochen, die bipolare Ordnung des Kalten Krieges, in der wir uns im Schatten der Atombombe vierzig Jahre lang notgedrungen eingerichtet hatten. Eine neue Weltordnung jedoch hat bis heute nicht Gestalt gewonnen. George Bush, der Vater des derzeitigen amerikanischen Präsidenten, rief solch eine neue Weltordnung zwar nach dem Golfkrieg von 1991 aus, aber sie lässt bis heute auf sich warten. Noch leben wir zwischen zwei Zeiten. Und dies gilt in doppelter Hinsicht: zum einen für die machtpolitische Ordnung der Welt, zum anderen für ihre wirtschaftspolitische Verfassung.

Als der Kalte Krieg endete, haben uns drei amerikanische Fachleute verschiedene Szenarien der Zukunft vor Augen gestellt. Das erste stammt von dem Philosophen Francis Fukuyama, das zweite von dem Harvard-Politologen Samuel Huntington, das dritte von dem Journalisten Robert Kaplan.

Fukuyama, ein später Hegel-Epigone, rief 1989 das „Ende der Geschichte“ aus und zugleich die unumkehrbare Dauerhaftigkeit des erreichten Zielstadiums „Liberalismus“; unter Liberalismus verstand er den Sieg der Demokratie und des freien Marktes. Selten ist eine These von der Wirklichkeit so schnöde dementiert und demontiert worden. Die Geschichte ist weitergegangen, wie sie immer weiter gehen wird, solange es die Menschheit gibt.



Und es lässt sich sicherlich nicht behaupten, dass sie in erfreulicher Richtung weitergegangen ist. Ob Fukuyamas Annahme sich am Ende bewahrheiten wird, dass der Kapitalismus und die Demokratie sich überall durchsetzen werden, steht noch sehr dahin. Mich würde es jedenfalls sehr wundern, wenn beide sich je ganz obsiegen sollten.

Das zweite Drehbuch der Zukunft veröffentlichte Professor Huntington im Sommer 1993 in seinem Aufsatz „The Clash of Civilizations“. Er verkündete damals kurz und bündig: „Der Zusammenprall der Kulturen wird die Weltpolitik beherrschen. Die Verwerfungslinien zwischen den Zivilisationen werden die Schlachtlinien der Zukunft sein.“ Die früheren Kriege – erst zwischen Monarchen, danach den Völkern und anschließend zwischen den Ideologien – sah er primär als Kriege innerhalb des Westens – gleichsam als westliche Bürgerkriege. Die künftigen Kriege jedoch würden sich zwischen dem Westen und den nicht-westlichen Kulturkreisen abspielen, zumal zwischen dem Westen und dem Islam. Huntingtons These ist vor zehn Jahren heftig umstritten worden. In ihrer Pauschalität ist sie wohl auch heute nicht zutreffend. Aber seit den Anschlägen des 11. September stellt sich unabweisbar die Frage, ob die Al-Qaida nicht in der Tat die Vorhut eines fundamentalistisch eingefärbten Islam in einem muslimischen Zivilisationskrieg gegen den Westen werden könnte.

Das dritte Drehbuch entwarf Robert Kaplan Anfang 1994 in seinem Aufsatz „The Coming Anarchy“. Er sagte voraus, dass die Welt vor einer heillosen Periode steht, gekennzeichnet von Kämpfen um Wasser, Nahrung, saubere Luft, von innerstaatlichen

Unruhen, von Stammeskriegen; von Konflikten um Rohstoffe; von der Chaotik zerfallender, in die Anarchie abstürzender Staaten. Angesichts der Berichte aus dem Kongo, aus Sierra Leone oder aus dem Sudan besteht leider kein Zweifel, dass Kaplan mit seiner Analyse zumindest teilweise recht hat. Ähnlich hat uns ja auch Hans-Magnus Enzensberger den „Weltbürgerkrieg“ prophezeit.

Meine Damen und Herren, ich möchte mich keinem dieser drei Unheils-Szenarien voll anschließen. Wahrscheinlich hat keiner der Autoren ganz Recht und keiner ganz Unrecht. Wir könnten von allem etwas erleben: von Demokratisierung und Befriedung ebenso wie vom Kampf der Kulturen und den Beben, die von bankrotten Staaten ihren Ausgang nehmen. Wenn wir uns die Welt ansehen, wie sie ist, nicht wie sie sein könnte, oder sein müsste – was erblicken wir?

II. Die neue Welt-Unordnung

Das globale Machtmuster hat sich seit dem Ende des Kalten Krieges fundamental verändert. In dem halben Jahrhundert des Ost-West-Konflikts richteten sich die Staaten alle wie Feilspäne im Feld eines Magneten nach einem der beiden Pole Washington oder Moskau aus. Die Welt war in zwei Lager geteilt. Die Existenz der Atombombe auf beiden Seiten schreckte die Supermächte USA und UdSSR samt ihren Verbündeten von unbedachten Handlungen ab. In der direkten Konfrontationszone bewahrte dies den Frieden; an der Peripherie aber blieben die Stellvertreterkriege begrenzt. Der Westen wurde durch die existentielle Bedrohung zusammengeschweißt, die von der Sowjetunion ausging.

Amerika und Westeuropa hatten wohl ihre Differenzen und Schwierigkeiten miteinander, doch kehrten sie diese, wenn keine Lösung gefunden wurde, immer wieder unter den Teppich – der Zwang zu Einigkeit und Geschlossenheit im Angesicht der kommunistischen Herausforderung war stärker.

Vor zwölf Jahren, Ende 1991, hat sich die Sowjetunion aufgelöst; das kommunistische System wanderte auf den Müllhaufen der Geschichte. Seitdem gibt es nur noch einen weltpolitischen Pol, die Vereinigten Staaten von Amerika. Sie sind die „einzig verbliebene Supermacht“. Und sie stehen seitdem in der Versuchung, ihre beispiellose Alleinstellung, ihre unipolare Vormachtstellung zur globalen Hegemonie auszubauen. Seit dem Römischen Reich hat es eine derartige Machtfülle im Besitz eines einzigen Staates nicht mehr gegeben.

Eine Folge dieses Sachverhaltes zeigte sich schon vor dem 11. September: Die Standpunkte der Vereinigten Staaten und vieler Europäer begannen auseinanderzuklaffen. Die Amerikaner erlaubten sich eine Fülle von Alleingängen und sagten Nein zu vielem, was den Europäern lieb und teuer ist. So sagten sie schon unter Clinton Nein zur Ächtung der Landminen und zu einem umfassenden Atomversuchsstopp. Und unter George W. Bush sagten sie Nein zum Kyoto-Protokoll über den Klimaschutz; Nein zur Kontrolle des Kleinwaffenhandels; Nein zu einem Abkommen, das die Kontrolle über das Verbot von biologischen Waffen gewährleisten soll; Nein schließlich zum ABM-Vertrag, der 1972 die Raketenabwehrsysteme der Mächte begrenzte.

Es ist diese Kombination von Allmachtsbewusstsein, Verletzlichkeitsgefühl und heilsgeschichtlich inspiriertem Missionsdrang, die Amerika heute von Europa unterscheidet, jedenfalls von Kontinentaleuropa.

Dann kam der 11. September. Er fügt dem Gefühl der Allmacht und Unbesiegbarkeit eine neue Facette hinzu: das Gefühl der enormen Verletzlichkeit. Zu beidem trat dann unter Bush II noch ein quasi-religiöses Element hinzu: Die Welt wurde in Gut und Böse eingeteilt. Wer nicht für uns ist, ist gegen uns, lautete die neue Devise.

Es ist diese Kombination von Allmachtsbewusstsein, Verletzlichkeitsgefühl und heilsgeschichtlich inspiriertem Missionsdrang, die Amerika heute von Europa unterscheidet, jedenfalls von Kontinentaleuropa. Leute wie Donald Rumsfeld, die über Old Europe höhnen, merken dabei gar nicht, dass auf die derzeitige Washingtoner Geisteshaltung das Etikett Old Europe viel eher zutrifft. Es verlässt sich am liebsten auf die eigene rohe Kraft – wie vor Zeiten Europa. Es pocht auf Handlungsfreiheit und ignoriert dabei die Vereinten Nationen ebenso wie viele alte Verbündete. Und es untermauert seinen Hegemonie-Anspruch durch eine neue Strategie, die pre-emption, vorweggenommene Präventivschläge, zum Prinzip erhebt, notfalls auch mit Einsatz von Atomwaffen. Es triumphiert der hochmütige Satz der Athener gegenüber den Meliern: „Der Starke tut, was er kann, die Schwachen tun, was sie müssen.“

Was die Sache so bedenklich macht, ist nicht der Fall Irak, obwohl wir heute wissen, dass die angegebenen Kriegsgründe an den Haaren herbeigezogen waren. Der Realist wird einer Großmacht immer zugestehen, dass sie im Einzelfall, wenn sie sich existenziell bedroht wähnt, das Heft in die Hand nimmt und die tatsächliche oder eingebildete Gefahr im Alleingang abwendet.

Politisch sind Alleingänge der USA höchst unklug. Wirtschaftlich aber verbieten sie sich, wenn sie nicht der amerikanischen Lebensweise und dem amerikanischen Lebensstandard schweren Schaden zufügen sollen. Die USA haben mit schwierigen Problemen zu kämpfen... Die langfristigen Belastungen durch eine alternde Gesellschaft und die unerfüllten sozialen Bedürfnisse sind zu groß, als dass sie die Kosten einer schrankenlosen weltweiten Militärdominanz, Präventivkriege und nation-rebuilding erlaubten. Amerika braucht die Atlantische Allianz. (Rohatyn)

Schwierig wird es aber, wenn sie den Einzelfall zum Normalfall erhebt – wenn also der Irak-Krieg nicht die Ausnahme bleibt, sondern zum Regelfall werden soll. „Der Krieg im Irak ist nur die erste Rate“. Dieser Satz steht wörtlich in dem neuen Buch der beiden neokonservativen Vordenker William Kristol und Lawrence Kaplan. Es sind dieselben Leute, die intellektuell zum Irak-Krieg getrieben haben, und zwar schon lange vor dem 11. September, die jetzt die nächsten Raten verlangen (oder ankündigen). Die Drohungen der Regierung Bush gegen Syrien, den Iran und Nordkorea machen deutlich, dass aus intellektuellen Gedankenspielen durchaus Politik werden kann: Die „Achse des Bösen“ soll zerschmettert werden.

Der amerikanische Politikwissenschaftler Robert Kagan belehrt uns, dass die Europäer auf der Venus leben, Amerikaner aber auf dem Mars: in einer Hobbesschen Welt Bushs USA, wo internationale Regelungen und das Völkerrecht ohne Belang sind, da nur militärische Stärke zählt; in einem Kantschen Paradies des Ewigen Friedens Europa, das auf Gesetze und Regeln baut, auf transnationale Verhandlungen und internationale Kooperation. Wenn diese Beschreibung stimmte, dann wäre in der Tat die alte Wertegemeinschaft unwiederbringlich dahin. Abrüstungskriege, Demokratisierungskriege, Machtwechselkriege, im übrigen auch noch präventiv geführt und wo nötig, mit Kernwaffen – also nicht präventives Handeln, wo Gefahr im Verzug läge, sondern militärisches Handeln auf bloßen Verdacht hin – das wird Europa, Old Europe and New Europe, nicht billigen und schon gar nicht mitmachen können.

Es wird nicht leicht sein, die gegenwärtigen Differenzen auszuräumen. Der Kenner der amerikanischen Geschichte weiß jedoch, dass imperiale Anwandlungen, schnöder Isolationismus und partnerschaftliche Kooperationsbereitschaft sich in Amerikas politischem Denken zyklisch abwechseln. Schon jetzt warnen ernst zu nehmende Stimmen vor einer Politik ständiger Alleingänge.

So schrieb Felix Rohatyn, ein angesehener amerikanischer Banker und Diplomat unlängst: „Politisch sind Alleingänge der USA höchst unklug. Wirtschaftlich aber verbieten sie sich, wenn sie nicht der amerikanischen Lebensweise und dem amerikanischen Lebensstandard schweren Schaden zufügen sollen. Die USA haben mit schwierigen Problemen zu kämpfen... Die langfristigen Belastungen durch eine alternde Gesellschaft und die unerfüllten sozialen Bedürfnisse sind zu groß, als dass sie die Kosten einer schrankenlosen weltweiten Militärdominanz, Präventivkriege und nation-rebuilding erlaubten. Amerika braucht die Atlantische Allianz“.

Wenn diese Ansicht Raum greift, erscheint eine Wiederannäherung von Amerika und Europa keineswegs aussichtslos. Ich bin überzeugt, dass sie sich durchsetzen wird. Ein Blick auf die übrigen Akteure der Weltpolitik zeigt, warum dies unumgänglich ist.

Da ist zunächst einmal Russland. Es steckt in der tiefsten Transformationskrise seit Peter dem Großen. Sie wird noch lange anhalten, wie Russlands Marsch zum Wohlstand noch ein langer Marsch sein wird. Wohl zeichnet sich unter Putin eine allmähliche wirtschaftliche Erholung und eine politische Konsolidierung ab. Freie Wahlen sind zur Regel geworden – aber von einer liberalen

Demokratie westlichen Musters ist das Land weit entfernt. Eine Wirtschaftsreform folgt der anderen, doch der mafiose Raff-Kapitalismus, der in den neunziger Jahren entstand, hat wenig mit einer freien und obendrein sozialen Marktwirtschaft zu tun. Eine wirklich umfassende Wirtschaftsentwicklung ist bislang nicht in Gang gekommen, und die politischen Institutionen funktionieren keineswegs effektiv. Russland ist reich an Naturschätzen, doch generiert es daraus kein Wachstum, das der breiten Masse zugute käme. Und die politischen Institutionen werden alle überschattet und verzerrt von einem Superpräsidenten, dem weder die Parteien noch die Regionen Paroli bieten können. So ist eine illiberale Demokratie entstanden, die mehr an Pinochets Chile erinnert als etwa an das post-kommunistische Polen.

Hinzu kommt, dass es schwer vorhersehbar oder vorhersagbar ist, wie sich Russland auf Dauer zum Westen stellt; wie es sich mit dem Verlust der alten Reichsteile abfindet, und wie es mit den jungen Staaten zurechtkommt, die nach dem Zerfall der Sowjetunion aus dem alten Imperiumsverband ausgeschieden sind. Wir müssen uns auf eine Zeit der Wirren und der Ungewissheit gefasst machen wie jene smuta, die nach dem Tode Iwans des Schrecklichen im Jahre 1584 ein Vierteljahrhundert lang das Zarenreich erschütterte. Seit dem Zerbrechen der UdSSR sind erst zwölf Jahre vergangen. Noch hat sich das Land nicht neu sortiert.

Dann ist da China. China mit seinen heute 1,3 Milliarden Menschen ist in fünftausend Jahren Geschichte noch nie Teil eines internationalen Systems gewesen. Es war entweder beherrschend oder aber halbkolonisiert. In 25 Jahren wird es wieder



sein, was es bis 1850 schon gewesen ist: die größte Nationalökonomie der Erde. Schon heute wirft es einen langen Schatten über Asien. Es mag sich weiter öffnen und modernisieren; es mag abermals in bittere Linienkämpfe zurückfallen; es mag den Fliehkräften erliegen, die in China immer wieder den Reichszentrismus bedroht haben. Es könnte sich zur ehrgeizigen asiatischen Vormacht stilisieren oder zu einer Kraft des Ausgleichs. Es ist wohl gut, sich auf sämtliche Möglichkeiten einzurichten.

Das China von heute ist ein Zwitter: Die Wirtschaft ist liberalisiert, auch das Verwaltungs- und Rechtssystem hat vielerlei Lockerung erfahren, um das Aufblühen der Wirtschaft zu ermöglichen. Das politische System wird jedoch noch immer von der Partei beherrscht. In dieser Hinsicht gibt es wenig Lockerung, und Dissidenten werden nach wie vor brutal unterdrückt. Der wirtschaftliche Erfolg ist unbestreitbar: Zwischen 1980 und 2000 hat sich das Prokopfeinkommen, nach Kaufkraft bemessen, beinahe verdreifacht, von 1,394 auf 3,760 Dollar. 170 Millionen Menschen haben sich über die Armutslinie nach oben gearbeitet. Die Sonderwirtschaftszone Shenzhen erzeugte 1981 Güter im Wert von 17 Millionen Dollar, heute liegt der Produktionswert bei 30 Milliarden. Allerdings gibt die Kehrseite der Medaille Anlass zur Besorgnis: 150 Millionen Wanderarbeiter streifen durch das Land, auf die maroden Staatsbetriebe entfällt noch immer die Hälfte der Industrieproduktion, die großen Banken sind eigentlich bankrott; die Landreform stockt. China ist bis heute ein Dritt-Welt-Land mit einer nur sehr kleinen Bourgeoisie. Seine Führung hat das Reich der Mitte auf einen Weg gestoßen, von dem niemand weiß, wohin er führt: zur Demokratie oder ins Chaos.

Japan hat sich während des Kalten Krieges unter den schützenden Schirm der Amerikaner geduckt und sich ganz auf eine wirtschaftliche Expansion geworfen. Dabei haben die Samurais im dunklen Tuch des Geschäftsmanns uns in Bewunderung und zuweilen in Furcht versetzt. Doch wachsen Nippons ökonomische Bäume schon lange nicht mehr in den Himmel. Seit zwölf Jahren steckt das Inselreich in einer tiefen wirtschaftlichen Krise; die Wachstumsrate ist auf Null gesunken; alle milliarden schweren Ankurbelungsprogramme haben nicht gefruchtet. Zugleich ist das alte parteipolitische System hoffnungslos erstarrt und verkrustet. Das Land wirkt nicht regierungsfähig – es vermittelt schon fast den Eindruck, dass es gar keine Regierung mehr hat. Aber eines Tages wird es sich wieder erholen – und es ist nicht auszuschließen, dass ein Mann wie der Gouverneur Ishihara in der Präfektur Tokio, seinem ganzen Auftreten nach eine Art japanischer Haider oder Le Pen, das Land erneut auf einen sehr selbstbewussten nationalistischen Kurs zwingt.

Andere Staaten der Dritten Welt werden aus dem Schatten treten und die derzeitige unipolare Ordnung anfechten: Indien mit seiner Milliarde Menschen, Indonesien (wenn es nicht auseinanderplatzt), Brasilien, Argentinien und noch fünf oder sechs weitere, die heute den „Big Emerging Markets“ – den großen aufsteigenden Märkten – zugerechnet werden. Und irgendwann bald werden diese Märkte sich in Mächte verwandeln, die ihren Platz an der Sonne verlangen.

Heute zählt die Staatengemeinschaft etwa 220 Staaten; 190 davon sind Mitglied der Vereinten Nationen. Als Demokratien im

vollen Sinne des Begriffs lassen sich jedoch höchstens 70 bezeichnen. Die anderen kennen nur Spielarten autoritärer Herrschaft. Niemand ist stark genug, sie alle zur Demokratie zu bekehren. Bei einigen mag es durch Überzeugung gelingen. Andere werden sich wehren und Feindschaft predigen.

Wer sich all diese Entwicklungsmöglichkeiten vor Augen hält, der erkennt rasch, wie wichtig es ist, dass Europa sich zusammenschließt. Nur so kann es sich wappnen gegenüber den Fährnissen der Zukunft.

Dies bringt mich zur gegenwärtigen und künftigen Rolle Europas. Wer nur die morgendlichen Schlagzeilen liest, der kann leicht in Verzweiflung geraten. Wer aber das halbe Jahrhundert in den Blick nimmt, das seit den ersten Europa-Verträgen vergangen ist, der Montan-Union und der Gründung der Europäischen Wirtschaftsgemeinschaft, der kann nur staunen über das enorme Maß des seitdem Erreichten. Aus der ursprünglichen Gemeinschaft der Sechs ist inzwischen eine Union der Fünfzehn geworden, die sich nächstes Jahr um weitere zehn Mitglieder nach Osten erweitern wird. Auf den verschiedensten Feldern ist überdies die Zusammenarbeit in einem Grade verdichtet worden, wie es sich 1985 kaum einer hätte träumen lassen.

Wir haben seit 1990 den Einheitlichen Binnenmarkt.

Seit dem Schengener Vertrag von 1995 sind die Grenz- und Zollkontrollen zwischen mittlerweile 13 der 15 Mitgliedsstaaten abgeschafft worden.

Auf dem Felde der auswärtigen Politik wie der Verteidigungspolitik ist Europa enger zusammengedrückt.

Am 1. Januar 1999 trat die Währungsunion ins Leben, der heute zwölf der 15 EU-Länder angehören, und seit anderthalb Jahren haben wir alle den Euro im Portemonnaie.

Auf dem Felde der auswärtigen Politik wie der Verteidigungspolitik ist Europa enger zusammengedrückt. Seit fast vier Jahren amtiert Javier Solana als hoher Repräsentant der Gemeinsamen Außen- und Sicherheitspolitik. Er ist kein Zar der europäischen Außenpolitik; das wurde uns in der Irak-Krise drastisch vor Augen geführt. Aber die Kritiker übersehen gern, dass Europa doch in vieler Hinsicht mit einer Stimme spricht – was den arabisch-israelischen Konflikt angeht, zum Beispiel, oder in Bezug auf Kashmir oder Korea. Zugegebenermaßen ist die Wirkung bisher begrenzt. Doch sollte man fairerweise hinzufügen, dass – bei Lichte betrachtet – auch der Hypermacht Amerika kein größerer Erfolg beschieden ist.

Zugleich gewinnt die Europäische Union mehr und mehr militärisches Gewicht. Wir haben seit 1996 das Eurokorps, in dem deutsche und französische Soldaten neben Spaniern und Belgiern Dienst tun. Wir haben ein deutsch-dänisch-polnisches Korps. Und wir haben ein deutsch-niederländisches Korps, das derzeit in Afghanistan bei der ISAF die Funktion der lead nation innehat. Ein schneller Eingreifverband von 60.000 Mann ist im Aufbau und soll nächstes Jahr einsatzbereit sein. Im übrigen werden die schlimmsten Defizite jetzt beseitigt: Eine europäische Lufttransportflotte ist beschlossene Sache; mit dem Galileo-System legen wir uns eine eigene Satelliten-Aufklärungskapazität zu; auch moderne Präzisionswaffen sind im Zulauf oder in der

Entwicklung. Aller amerikanischen Kritik zum Trotz brauchen wir unser Licht nicht unter den Scheffel zu stellen. Die Europäer stellen 85 Prozent der Soldaten auf dem Balkan. Selbst in Afghanistan stehen mehr europäische Truppen als amerikanische.

Und in diesen Tagen, meine Damen und Herren, hat uns Giscard d'Estaing den Entwurf einer europäischen Verfassung vorgelegt. Verfassung – das Wort war vor zwei Jahren noch tabu. Wenn Giscard's Entwurf auch noch nicht der ganz große Wurf ist – er ist doch ein weiterer Wurf, und ein Schritt in die richtige Richtung. Gewiss, er bringt uns einen Europa-Präsidenten und einen Europa-Minister mit zunächst nur bescheidenen Befugnissen. Mehr wäre den Völkern heute auch nicht zuzumuten. Die nächste Station heißt nun einmal Vereinigtes Europa der Staaten. Bis daraus die Vereinigten Staaten von Europa werden, wird noch viel Wasser den Rhein und die Weichsel hinunterfließen, den Tejo, den Tiber und die Themse. Aber seien wir nicht ungeduldig. Gut Ding will Weile haben.

Deswegen brauchen wir aber keineswegs den Kopf hängen zu lassen. Europa ist kein Super-Flop, bloß weil es sein Fernziel nicht schon morgen erreicht. Es ist längst mehr als ein Supermarkt. Es muss auch keine Supermacht werden oder werden wollen. Es genügt durchaus, dass es sich zu einem Superstaat entwickelt, der sein eigenes Gewicht – vornehmlich sein wirtschaftliches und ideelles Gewicht – auf die Waage bringt. Wir sollen uns nicht kleiner machen als wir sind.

In dieser Friedenspolitik wird es darauf ankommen, der nicht-militärischen Krisenprävention und Krisenlösung Raum zu schaffen – auch darauf übrigens, im Zuge der Krisen-Nachsorge nation-building zu betreiben. Die Amerikaner haben dazu weder Neigung noch Erfahrung. Dies kann Europa besser.

Euroland ist die größte Handelsmacht unserer Zeit. In der künftigen EU der 25 leben 450 Millionen Menschen (USA 285, Japan 127). Die heutige Europäische Union erwirtschaftet 20 Prozent des Weltsozialprodukts – mehr als die Vereinigten Staaten.

Die EU muss ihren Ehrgeiz nicht darin setzen, den Amerikanern militärisch ebenbürtig zu werden. Wir haben keinen globalen, geschweige denn hegemonialen Ehrgeiz. Notgedrungen werden wir uns an Europas Peripherie engagieren müssen. Auf weltweite Interventionen aber werden wir uns in aller Regel nicht einlassen können. Dem Wahn der Überrüstung sollen wir abschwören, wiewohl wir ohne einen Mindestumfang an militärischer Muskulatur unser Gewicht auch in der Friedenspolitik nicht werden zur Geltung bringen können. In dieser Friedenspolitik wird es darauf ankommen, der nicht-militärischen Krisenprävention und Krisenlösung Raum zu schaffen – auch darauf übrigens, im Zuge der Krisen-Nachsorge nation-building zu betreiben. Die Amerikaner haben dazu weder Neigung noch Erfahrung. Dies kann Europa besser.

Die Europäische Union ist ein Erfolgsmodell für Frieden, Freiheit und Demokratie, für Rechtsstaatlichkeit und sozial wie ökologisch flankierten Wohlstand. Nach tausend Jahren ständiger Bürgerkriege haben wir Europäer es geschafft, uns über Gräben und Gräber hinweg zu versöhnen. Durch entschlossenes Aufeinander-Zugehen haben wir die Vergangenheit bewältigt und der Zukunft eine Gasse gebahnt. Unsere Methode war die des Verhandels und Verrechtlichens, des Redens und Regels, letztlich auch des Kompromisse-Schließens. Auch wenn sie nicht überall funktionieren mag – ein Exportartikel ist diese Methode allemal.

Eines muss uns sehr nachdenklich stimmen: Die Segnungen des Kapitalismus – Wirtschaftswachstum, Vollbeschäftigung, ständig steigende Löhne, Gehälter und Sozialleistungen, schließlich finanzielle Stabilität – scheinen sich just in dem Augenblick verflüchtigt zu haben, in dem die Feinde des Kapitalismus von der Bildfläche verschwunden waren.

Einen Bruch mit Amerika muss Europa vermeiden. Es wäre eine Tragödie für beide. Deshalb sollte Europa auf Amerika einwirken, dem Multilateralismus eine Chance zu geben. Europa ist ja nicht vom Grunde her gegen einen Hegemon Amerika. Es ist nur gegen einen Hegemon, der dampfwalzenhaft auch die Freunde und Verbündeten überfährt. Umgekehrt sind viele Amerikaner ja durchaus geneigt, den Europäern Gehör zu gewähren. Bemühen wir uns also, den Amerikanern begreiflich zu machen, dass der Starke nicht am mächtigsten allein ist. Sagen wir ihnen mit Rousseau: „Der Stärkste ist niemals stark genug, um Herr und Meister zu sein, wenn er nicht Stärke in Recht und Gehorsam in Übereinkunft umzuwandeln vermag.“

Die Europäer sollten im übrigen eine Weltordnung anstreben, die nicht auf Unipolarität ruht – eine Weltordnung also, in der die Gewichte der Macht in einer multipolaren Balance gehalten werden wie im Mächtemuster des 19. Jahrhunderts. Dies setzt freilich voraus, den europäischen Pol so auszubauen und aufzubauen, dass er in der Welt wahr genommen und ernst genommen wird. Nur dann kann Europa einen Beitrag dazu leisten, dass die künftige Multipolarität eine stabile Multipolarität wird, keine labile. Dabei ist es ein Gebot der Vernunft, den europäischen Pol nicht im Konflikt oder im Gegensatz zu den USA aufzubauen, sondern im partnerschaftlichen Geist. Das Ziel müsste eine Atlantische Gemeinschaft sein, die auf zwei ebenbürtigen Pfeilern ruht. Das ist eine vierzig Jahre alte Idee John F. Kennedys – eine Idee, deren Zeit nun wirklich gekommen ist.

III. Die Zukunft des Kapitalismus und des Weltmarktes

Ich wende mich jetzt der wirtschaftlichen Seite meines Themas zu: Welche Zukunft blüht dem Kapitalismus? Welche Trends werden den Weltmarkt bestimmen?

Dabei möchte ich einen ernüchternden Befund an den Beginn meiner Analyse stellen. Er lautet: Unsere Wirtschaftsordnung steckt in einer tiefen Krise. Genau genommen ist es eine dreifache Krise: eine Konjunkturkrise, eine Leistungskrise, schließlich eine Vertrauenskrise. Sie sind als Teil einer umfassenden Transformationskrise zu deuten und spiegeln die Mühsal des Übergangs aus der fest gefügten Ordnung der Nachkriegsepoche in eine nach vorn offene Zukunft wider.

Es ist ja paradox. Vor zwölf Jahren ist der Kommunismus ruhmlos untergegangen. Das demokratische Prinzip hatte gesiegt, der Kapitalismus einen gloriosen Triumph errungen. Überschwänglich wurde die Philosophie des freien Marktes gefeiert. Asien – zumal den Chinesen – verhalf sie zu ungeahntem Wachstum. In Osteuropa beflügelte sie das Denken der Transformationsstaaten. Sogar in Russland griff das Marktdenken um sich. Der Dollar begab sich in Lateinamerika auf den Vormarsch.

Und dann kam mit einem Mal der Umschwung. Kaum war der Druck des Wettbewerbs der Systeme von den westlichen Demokratien genommen, da verfielen sie allenthalben in lärmenden Streit und lähmende Einfallslosigkeit. Der Kapitalismus aber geriet mit einem Mal ins Gerede, ja: ins Kriseln. Er gab sich erst „irrationaler Überschwänglichkeit“ hin, dann „ansteckender

Raffgier“. Beide Begriffe – irrational exuberance und infectious greed – sind übrigens nicht von Antikapitalisten geprägt worden, sondern von Alan Greenspan, dem Vorsitzenden der Federal Reserve Bank.

1997/98 erlebte die Welt den finanziellen und wirtschaftlichen Zusammenbruch Ost- und Südasiens; bis heute hat sich die Region noch nicht davon erholt. Im August 1998 stürzte Russland in die Krise. Brasilien, Argentinien und Mexiko näherten sich dem Staatsbankrott. In den Vereinigten Staaten jedoch erreichte die Aktienhausse, völlig losgelöst von der realen Wirtschaft, Besorgnis erregende Seifenblasen-Dimensionen. Vor zwei Jahren ist die Seifenblase dann geplatzt. Der Absturz der New Economy vernichtete in wenigen Monaten Aktienwerte in Höhe von 450 Milliarden Dollar. In Silicon Valley wurden pink slips verteilt, Entlassungsbescheide; viele Internet-Unternehmen mussten Konkurs anmelden. Nach dem 11. September 2001 sind auch weitere Geschäftszweige ins Trudeln geraten; darunter die Fluglinien, die Luftfahrtindustrie, die Tourismusbranche. In Europa aber, und da vor allem in Deutschland, treiben wir jetzt in eine richtig gehende Rezession hinein.

Eines muss uns sehr nachdenklich stimmen: Die Segnungen des Kapitalismus – Wirtschaftswachstum, Vollbeschäftigung, ständig steigende Löhne, Gehälter und Sozialleistungen, schließlich finanzielle Stabilität – scheinen sich just in dem Augenblick verflüchtigt zu haben, in dem die Feinde des Kapitalismus von der Bildfläche verschwunden waren. Ein Dutzend Jahre nach dem Triumph der neoliberalen Schule ökonomischen Denkens ist der

Begriff „Neoliberalismus“ fast schon wieder zum Schimpfwort geworden. Allenthalben wird heute darüber disputiert, wie der Ellenbogenkapitalismus der neunziger Jahre gezähmt und vermenschlicht werden könne.

So kommt es, dass sich zwölf Jahre nach dem Mauerfall Sorge ausbreitet, ob unsere Wirtschaftsordnung Zukunft hat, wenn sie so weiter macht wie in den letzten Jahren. So ist auch zu erklären, dass kritische Analysen des Kapitalismus auf dem Büchermarkt zu Bestsellern geworden sind. Dazu gehören das Manifest der Französin Viviane Forrester – „Der Terror der Ökonomie“, der Aufschrei der Gräfin Dönhoff „Zivilisiert den Kapitalismus!“ und Naomi Kleins Protest-Dokument „No Logo“. Dazu gehören jedoch auch die Mahnungen von Erz-Kapitalisten wie die des Großspekulanten (und Großphilanthropen) Georg Soros oder jene des französischen Großversicherers Claude Bébéar. In seinem Buch „Die Krise des globalen Kapitalismus“ nannte Soros es wahrscheinlich, „dass die gegenwärtige Version des Kapitalismus ein schlimmes Ende findet“. Soros erinnerte daran, dass Adam Smith mit seiner Wirtschaftstheorie eine Moralphilosophie verband, die keineswegs auf Sozialdarwinismus und „Raubkapitalismus“ hinausläuft. Kurz und bündig befand er: „Das Überleben der Stärksten kann nicht zum Leitprinzip einer Gesellschaft werden.“ Ins gleiche Horn stieß jüngst der „Pate“ der französischen Geschäftswelt, der Groß-Versicherer Bébéar. In seinem Buch „Ils vont tuer le capitalisme“ übt er scharfe Kritik an dem System, das ihn reich gemacht hat. Sein Ruf nach Reform zielt in erster Linie auf einen schleunigen Abschied vom Quartalsdenken, das zur Fälschung der Bücher und zu Unehrlichkeit verführt; in zwei-

ter Linie, dass alle Anspruchsgruppen sich wieder auf ihre Pflichten besinnen und nicht nur ihre Rechte wahrnehmen.

Die Ursachen der Krise

Wie kam es zu der ökonomischen und moralischen Krise des Kapitalismus an der Wende vom 20. zum 21. Jahrhundert?

Vier Ursachen lassen sich dafür dingfest machen: die Globalisierung, die permanente technologische Innovation, die Überheblichkeit und Skrupellosigkeit vieler Angehöriger der Managerklasse, schließlich die Hilflosigkeit und Ratlosigkeit der Regierungen angesichts der hartnäckigen strukturellen Arbeitslosigkeit.

Die Globalisierung setzte, Zufall oder nicht, zugleich mit dem Ende des Kalten Krieges ein und griff danach ungebremsst um sich. Nun ist Globalisierung an sich nichts Neues. Sie ist im Gange, seit die Menschen der Urzeit aus ihren Höhlen in die Weite der Welt aufbrachen. Sie begann als Produkt-Transfer: Marco Polo brachte die Nudeln und den Rhabarber aus China nach Europa; Seide und Spezereien kamen aus Asien in unsere Alte Welt; Shakespeares „Perfumes of Arabia“ hüllten im Abendland die Damen der feinen Gesellschaft ein.

Was wir heute Globalisierung nennen, ist freilich etwas ganz anderes. Nicht länger geht es bloß um Warenaustausch. Es geht um die Entnationalisierung der Warenproduktion – „Made in Germany“ ist eine bedeutungslose Floskel geworden, seitdem ein deutsches Automobil Teile aus 40 Herren Länder enthält. Es geht um die Entnationalisierung der Arbeit – produziert wird, wo

Die zweite Ursache der Krise des Kapitalismus liegt in der unaufhörlichen, ständig sich beschleunigenden technologischen Innovation. Sie wird uns bald an einen Punkt bringen, wo überhaupt nur noch ein knappes Sechstel der arbeitenden Menschen mit der Produktion von Gütern beschäftigt ist.

es am billigsten ist; die Arbeitsplätze werden nicht weniger, aber sie wandern aus. Und es geht um die Entnationalisierung der letzten Entscheidungsgewalt – die nationalen Regierungen haben nicht mehr viel mitzureden. Die Entscheidungsträger der Wirtschaft verselbständigen sich in einem kontrollfreien Raum, in dem noch keine internationale Obrigkeit die Steuerungs- und Aufsichtsfunktionen der entmachteten, umgangerenen nationalen Obrigkeit übernommen hat.

Die zweite Ursache der Krise des Kapitalismus liegt in der unaufhörlichen, ständig sich beschleunigenden technologischen Innovation. Sie wird uns bald an einen Punkt bringen, wo überhaupt nur noch ein knappes Sechstel der arbeitenden Menschen mit der Produktion von Gütern beschäftigt ist. Dies wirft die bedrückende Frage auf, ob die Industrie den Weg der Landwirtschaft geht. Wird der technische Fortschritt im Zeitalter des Spätkapitalismus die Industrie-Arbeiterschaft genau so verringern wie einst die Zahl der Bauern und Landarbeiter? Wird der Mensch als Arbeitskraft genau so überflüssig wie nach der Einführung des Traktors das Pferd? Und wird die neue Wissensindustrie all jenen Arbeit und Brot verschaffen können, die in der Güterproduktion nicht mehr gebraucht werden?

Auf jeden Fall ermöglicht die neue Technik im 21. Jahrhundert einen gewaltigen Produktionsanstieg von Gütern und Dienstleistungen mit einem Bruchteil der Arbeitskräfte, die wir heute beschäftigen. Mit dem downsizing der Kosten geht das downsizing der menschlichen Arbeitskraft einher. Auf die dadurch aufgeworfenen sozialen Fragen haben wir bis heute keine Antwort gefunden.

Die „vaterlandslosen Gesellen“ sind nicht mehr, wie vor hundert Jahren, die Proletarier. Heute sind es die Unternehmer, die Banker, die Versicherungschefs, die ungeniert mit der Verlegung ihres Firmensitzes ins Ausland drohen.

Eine dritte Ursache erklärt die heftige Reaktion auf den Turbo-Kapitalismus der jüngsten Zeit: die Überheblichkeit, Skrupellosigkeit und Unredlichkeit vieler Unternehmenslenker. Damit meine ich vor allem die haarsträubenden Skandale der letzten Jahre, die nicht nur in Amerika ein moralisches Defizit der Managerklasse offenbart haben, das nicht mehr mit dem Argument beschönigt werden kann, es handele sich bloß um Ausnahmen und Auswüchse. Enron, World Com, Global Crossing, Citygroup, Arthur Andersen, Merrill Lynch, McCann-Erickson, Flowtex, Tyco International, HealthSouth, dazu bei uns die Fälle Haffa, Ixoc, Mobilcom, in der Schweiz den Fall Famed, in Holland die Affäre Ahold – so viel Wirtschaftsgaunerei hat es seit dem Zeitalter der robber barons nicht mehr gegeben. Große Energieunternehmen, große Wirtschaftsprüfungssozialitäten, große Werbeagenturen, große Rating-Agenturen, die Bank-Analysten: alle sitzen auf der Anklagebank. Im Zeitalter der Globalisierung ist offensichtlich das Raffke-Denken grenzüberschreitend.

Auch andere Erscheinungen haben das Vertrauen in die Redlichkeit unserer Wirtschaftslenker unterminiert. Ich nenne nur drei: ihre kalte Vaterlandslosigkeit; ihre oft löchrige Steuermoral und ihre ungenierte Selbstbedienungsmentalität. Vaterlandslosigkeit: Die „vaterlandslosen Gesellen“ sind nicht mehr, wie vor hundert Jahren, die Proletarier. Heute sind es die Unternehmer, die Banker, die Versicherungschefs, die ungeniert mit der Verlegung ihres Firmensitzes ins Ausland drohen.

Des Weiteren hat die windige Steuermoral vieler Firmen und Firmenchefs dazu beigetragen, das Ansehen der Zukunft zu unter-

graben. Großkonzerne wie Siemens, BMW oder Daimler-Benz haben jahrelang keine oder nur lächerlich geringe Ertragssteuern an den deutschen Fiskus abgeführt, sich andererseits nicht gescheut, Milliardensummen an staatlichen Aufträgen, staatlichen Forschungszuschüssen und staatlichen Bürgschaften für ihre Auslandsgeschäfte entgegenzunehmen.

Dem Ruf der Wirtschaftskapitäne hat auch nicht sonderlich gut getan, dass sie oft in ein und derselben Bilanzpressekonferenz den Abbau ihrer Belegschaften und zugleich die Erhöhung der Gewinne und Dividenden bekannt gaben. Jedes Mal, wenn sie Massenentlassungen ankündigten, stiegen die Aktienkurse ihrer Firmen. Mag da auch die kalte Logik der Ökonomie walten – nicht nur auf den kleinen Mann muss sie pervers wirken.

Schließlich die ungenierte Selbstbedienungsmentalität. In der Tat vollzieht sich ja in der Einkommensverteilung eine ungesunde Polarisierung. Es ist bei uns noch nicht so schlimm wie in Amerika, wo die Durchschnittsvergütung der Spitzenmanager seit 1970 vom 35fachen des durchschnittlichen Arbeitslohns auf das 500fache angestiegen ist (nach Paul Krugmann). Lange Zeit hat das Publikum den üppig dotierten Chefs zugejubelt. Jetzt herrscht eher Unverständnis vor, da die Bezüge meist in keinem Verhältnis zum Unternehmensergebnis stehen. Das Unverständnis schlägt in Empörung um, wenn golden handshakes wie die 60 (oder 110?) Millionen für den Mannesmann-Chef Esser nach dem Verkauf der Firma an Vodafone verdächtig nach abgekartetem Spiel riechen. Und der Unmut wird dadurch noch weiter angeheizt, dass viele Firmen sich weigern, die Bezüge ihrer Top-Leute

Der Markt hat für viele Probleme überzeugende Lösungen, aber keineswegs für alle Probleme. Niemand kann heute noch glauben, dass der Markt automatisch soziale Gerechtigkeit schafft oder eine ausreichende Zahl von Arbeitsplätzen bereitstellt.

offen zu legen – was eigentlich ein selbstverständlicher Teil der Shareholder-Kultur sein müsste.

Die Zwänge der Globalisierung, die unaufhörliche technische Innovation, selbst die Schnödigkeit mancher Wirtschaftsführer wären keine Zeile wert, wenn diese drei Phänomene nicht allesamt das Krebsgeschwür der Massenarbeitslosigkeit nährten. In den letzten Jahren hielt sich die Zahl der Arbeitslosen in Deutschland hartnäckig in der Nähe von vier Millionen. Heute beträgt sie nach einem vorübergehenden Rückgang wiederum 4,5 Millionen, 10,4 Prozent, und im Winter könnten es fünf Millionen werden.

Man sieht an alledem: Der Markt hat für viele Probleme überzeugende Lösungen, aber keineswegs für alle Probleme. Niemand kann heute noch glauben, dass der Markt automatisch soziale Gerechtigkeit schafft oder eine ausreichende Zahl von Arbeitsplätzen bereitstellt; dass er dem Verbraucher nur risikofreie Güter beschert; oder dass er fähig sei, sozialökonomische Verwerfungen auszugleichen, wie sie das Marktgeschehen durch Boom und Flaute, Überhitzung, Stagnation und Zusammenbruch produziert. Die Logik der Wirtschaft kann auf Dauer nicht die Oberhand behalten, wenn dahinter nicht eine Ethik der Wirtschaft sichtbar wird, die im Einklang mit dem Empfinden der Gesellschaft steht.

Die Schwächen des Kapitalismus sind in einem Augenblick sichtbar geworden, in dem er vor seiner größten historischen Herausforderung steht: rund um den Globus ein Wirtschaftssystem zu errichten, das allen 200 Staaten der Weltgemeinschaft eine faire Chance bietet, der Armut zu entkommen und zu Wohlstand zu gelangen.

Zehn Prozent der Weltbevölkerung erzeugen
70 Prozent der Güter und erzielen damit
70 Prozent aller Einkünfte.

Es ist ja nicht so, als hätte die Entwicklungspolitik der nördlichen Industriestaaten über das vergangene halbe Jahrhundert gar keine Früchte getragen. Viele Länder der Dritten Welt haben eindrucksvolle Fortschritte gemacht. In den neunziger Jahren fiel die Zahl der Menschen, die in extremer Armut leben, von 29 Prozent auf 23 Prozent. Im selben Zeitraum erhielten 800 Millionen Menschen Zugang zu sauberem Trinkwasser; die Sterblichkeit der Kinder unter fünf Jahren halbierte sich (von 96 auf 50 pro 1.000 Personen); Schulbesuch ist nun Pflicht in 51 Ländern mit 41 Prozent der Weltbevölkerung; die Lebenserwartung hat sich überall verlängert.

Dieser Erfolgsbericht ließe sich in vielfältiger Hinsicht fortsetzen.

Doch darf man daneben nicht übersehen, dass fast auf der ganzen unterentwickelten Hälfte unserer Erde die Bevölkerungsexplosion aufzufressen droht, was Politik, Technik und wirtschaftliche Zusammenarbeit an Fortschritt gebracht haben. Noch immer leben 1,2 Milliarden Menschen von weniger als einem Dollar täglich, und 3 Milliarden – die Hälfte der Menschheit – von weniger als 2 Dollar. Vierzig Prozent haben keinen Zugang zu sauberem Wasser, ein Sechstel der Erdbevölkerung ist ohne jede gesundheitliche Betreuung. Fünfzig Prozent der Erwachsenen sind noch immer Analphabeten. Jeden Tag sterben 35.000 Kinder an Hunger. Die Lebenserwartung liegt im statistischen Durchschnitt des Nordens bei über 75 Jahren, im Süden bei 52. Der Abstand im Einkommen zwischen dem reichsten Fünftel und dem ärmsten Fünftel der Erde hat sich von 36 Prozent auf 74 Prozent verdoppelt. Zehn Prozent der Weltbevölkerung erzeugen 70 Prozent der Güter und erzielen damit 70 Prozent aller Einkünfte.

Im marxistischen Sprachgebrauch wurden solche Zustände eine revolutionäre Situation genannt. Die Herausforderung, vor der wir stehen, liegt darin, den Ausbruch einer Revolution zu verhindern. Sie könnte uns alle verschlingen. Einige ernst zu nehmende Beobachter des Westens glauben ja, im Terrorismus Osama bin Ladens schon das erste Donnerrollen dieser Revolution zu vernehmen. Ich teile diesen Glauben nicht; bin Ladens Fundamentalismus hat andere Wurzeln. Als Historiker weiß ich jedoch, dass Armut und Elend immer zur Rechtfertigung herangezogen werden, wenn es darum geht, die herrschende Ordnung umzustürzen. Sie bieten den Nährboden, in dem die Saat der Fundamentalisten und Umsturzprediger aufgehen kann. Das Anwachsen der Ungleichheit innerhalb der Staaten im 19. Jahrhundert hat uns die beiden großen Plagen des 20. Jahrhunderts beschert: den Faschismus und den Kommunismus. Wir müssen verhindern, dass das Anwachsen der Ungleichheit zwischen Nord und Süd im 21. Jahrhundert ähnliche Plagen über uns bringt.

Diese Einsicht hat die Staatsmänner der Welt dazu bewogen, zur Jahrhundertwende das Millenniums-Programm zu verabschieden. Dessen Ziel ist es, Armut und Hunger auf der Erde bis zum Jahre 2015 zu halbieren, Schulbildung für alle und die Gleichstellung der Geschlechter durchzusetzen, die Kindersterblichkeit um zwei Drittel zu vermindern und die Zahl derer, die kein sauberes Trinkwasser haben, um die Hälfte zu reduzieren. Den großen Worten sind bisher freilich nicht viele Taten gefolgt. Die Entwicklungshilfe ist nur unwesentlich aufgestockt worden, nachdem sie lange Zeit Jahr für Jahr zurückgestutzt worden war. Aber zum Durchbruch, zum wirklichen Aufbruch hat es bisher nicht gereicht.

Es kommt denn vor allem darauf an, die
Globalisierung nicht wild wachsen und
wuchern zu lassen, sondern sie politisch zu
gestalten.

Die heutigen Gegner des Kapitalismus haben die Losung ausgegeben: „Stoppt die Globalisierung“. Aber der Porto-Alegre-Mensch, der da dem Davos-Menschen entgegentritt, ist meiner Ansicht nach auf dem Holzweg. Die Globalisierung birgt gewiss Risiken, doch zugleich bietet sie ungeheure Chancen. Sie ist wie der Regen: Er nährt uns, aber zu viel in zu kurzer Zeit löst Überschwemmungen aus (Joseph Nye). Welche Chancen die Globalisierung bietet, sieht man am deutlichsten in China. Ohne seine Öffnung zur Welt, zum Weltmarkt vor 25 Jahren, wäre es noch immer ein armseliger Haufen blauer Ameisen. Ohne die Globalisierung hätten auch nicht 3 Milliarden Menschen Zugang zu den Industriemärkten der Welt gefunden.

Es kommt denn vor allem darauf an, die Globalisierung nicht wild wachsen und wuchern zu lassen, sondern sie politisch zu gestalten. Dabei muss es das vorrangige Ziel sein, stabile weltweite Märkte mit fairen Marktbedingungen für alle zu schaffen. Dies setzt Mehreres voraus.

Erstens: In einer Zeit, wo wir national deregulieren müssen, um unserer Wirtschaft frische Luft zuzuführen, müssen wir international regulieren, um Bedingungen der Fairness zu gewährleisten. Das heißt in erster Linie, dass der Norden dem Süden vormachen muss, wie man sich in internationalen Organisationen und Institutionen wie der WTO, der Weltbank und dem Weltwährungsfonds regeltreu verhält. Es liegt nur wenig Ansporn für die Entwicklungsländer darin, dass sich zum Beispiel in der WTO die Amerikaner und die Europäer dauernd streiten und sich um die Erfüllung ihrer Pflichten drücken, so lange es irgend geht.

Zweitens: In einer Zeit, wo die führende Macht der Welt täglich eine Milliarde Dollar für Rüstung und Verteidigung ausgibt, muss es möglich sein, dass die entwickelten Länder endlich ihrer Verpflichtung nachkommen, 0,7 Prozent ihres jeweiligen Brutto-sozialprodukts für die Entwicklungspolitik auszugeben. Eng verbunden damit ist ein weitgehender Schuldenerlass – viele unterentwickelte Länder müssen heute ja mehr für Zins und Tilgung ausgeben, als sie an ausländischer Hilfe erhalten. Und zur Fairness gehört natürlich auch, dass wir den Drittwelt-Ländern erlauben, ihre Produkte auch ungehindert auf den Märkten des Nordens abzusetzen. Die Europäische Union mit ihrer gemeinsamen Agrarpolitik hat in dieser Hinsicht – genauso wie die USA mit ihren üppigen Landwirtschaftssubventionen – noch einiges zu tun, um glaubwürdig zu werden.

Drittens: Es haben aber nicht nur die Industriestaaten des Nordens eine Bringschuld – es haben zugleich die Entwicklungsländer des Südens eine Holschuld. Alle Erfahrung und alle wirtschaftlichen Analysen zeigen, dass offener Handel den armen Ländern nicht viel bringt, wenn deren Politik im übrigen schlecht ist – dass heißt, wenn Korruption, Unterdrückung und Willkür die Regel sind. Good governance verbessert das Investitionsklima, bad governance schreckt ausländische Investoren ab.

IV. Schluss

Hier schließt sich der Kreis meiner Überlegung zur Weltordnung des 21. Jahrhunderts.

Heute muss man eher von einer Welt-Unordnung reden – in politischer Hinsicht wie in wirtschaftlicher.

Die unipolare Ordnung ist labil. Sie mag noch zwanzig, dreißig Jahre anhalten, aber dann wird sich ein neues Mächtemuster ausbilden. Auch in einer multipolaren Welt mag Amerika die stärkste Macht bleiben, aber es wird nicht mehr allein das Sagen haben.

Was die Demokratie anbetrifft, so halten heutzutage zwar 140 der 200 Staaten der Welt Wahlen ab, zu denen mehrere Parteien antreten, aber damit hat das demokratische Prinzip noch nicht wirklich gesiegt. Von den 81 Demokratien, die nach UN-Statistiken seit 1990 entstanden sein sollen, sind höchstens 47 als Volldemokratien zu bezeichnen. Günstigstenfalls sind 70 oder 80 Staaten mit gerade einmal 50 Prozent der Weltbevölkerung wirklich demokratisch; 106 Länder schränken Bürgerrechte und politische Freiheit fortdauernd ein.

Auch vom Kapitalismus lässt sich vorerst noch nicht sagen, dass er gesiegt hat. Seine inneren Widersprüche müssen innerhalb der Staaten abgefedert werden durch eine vernünftige Sozialpolitik. Dem müsste auf globaler Ebene eine Weltsozialpolitik entsprechen, die den Revolutionären, den Aufwiegeln, den Fundamental-Opponenten der Modernisierung in ähnlicher Weise das Wasser abgräbt, wie Bismarck dies in den achtziger Jahren des

Demokratien führen keinen Krieg miteinander, und wo es eine freie Presse gibt, da gibt es keine Hungersnöte. Ebenso wissen wir, dass nur freies Wirtschaften den Menschen zum Wohlstand verhilft.

19. Jahrhunderts mit seiner damals beispiellosen Sozialpolitik getan hat. Der freie Markt braucht nicht nur die unsichtbare Hand des Adam Smith, er braucht auch ein sichtbares Herz.

Wir wissen: Demokratien führen keinen Krieg miteinander, und wo es eine freie Presse gibt, da gibt es keine Hungersnöte. Ebenso wissen wir, dass nur freies Wirtschaften den Menschen zum Wohlstand verhilft.

Diese beiden Erkenntnisse sollten uns nicht dazu verleiten, Demokratie und Marktwirtschaft mit dem Schwert zu verbreiten. Aber sie rechtfertigen die Hoffnung, dass durch die Macht unseres Beispiels sich allmählich durchsetzt, was sowohl die Einsicht als auch die Erfahrung als das beste Rezept für Wohlstand und Frieden empfehlen.

Zu Beginn des 21. Jahrhunderts hängen die Lebenschancen eines Ungeborenen noch immer ganz von seinem Geburtsort ab. Das muss nicht so bleiben. Wenn die Staatenlenker rund um den Globus das tun, wovon sie alle wissen, dass es notwendig ist, kann es bei der nächsten Jahrhundertwende auf der Erde ganz anders aussehen.

Architektur weltweit

Sir Nicholas Grimshaw
Architekt, London

Ich freue mich, hier vor der Architektenkammer Nordrhein-Westfalen sprechen zu können. Ich schulde Ihnen meinen Dank, denn wir haben eine Reihe von kleinen Projekten in Ihrer Region, und wir wissen, Ihre Großzügigkeit, mit der Sie uns willkommen heißen haben, wirklich zu schätzen. Wir haben sogar einen Preis von Ihnen für dieses kleine kostengünstige Gebäude bekommen. Ich glaube, wir können alle profitieren, wenn wir künstlerische und technologische Ideen austauschen. Ich selbst als ein leidenschaftlicher Europäer freue mich schon, wenn wir mehr und mehr in unseren gegenseitigen Ländern als Architekten arbeiten können. Das einzige, was dann zählen wird, wird Qualität sein. Ich glaube, Leute, die Gebäude in Auftrag geben, sollten mehr herumreisen, sie sollten sich mehr anschauen und ein breiteres Interesse an Design und Entwurfsfragen haben.

Ich glaube an Architekturwettbewerbe. Fast alle unsere Projekte bekommen wir durch Wettbewerbe und Ausschreibungen. Ich bin der Meinung, dass das Wettbewerbsnetz erstens weiter als bisher ausgebreitet werden, und zweitens weniger länderspezifisch sein sollte. Dies würde dann auch dazu führen, dass Architekten auf einer globaleren Basis agieren könnten.

Ein wichtiges Thema, das Architekten weltweit vereint, ist ihr großes Interesse an Umweltbelangen und an nachhaltiger Architektur und dies ist bei meinem heutigen Vortrag auch das Hauptthema. Mein Vortrag wird sich in fünf Teile untergliedern. Der erste Teil wird leicht für mich und auch leicht für Sie sein, denn ich werde erst einmal gar nichts sagen. Ich werde lediglich eine Serie von

etwa vierzig Bildern vorstellen, mit denen ich einige meiner Wurzeln, die Wurzeln meiner Arbeit in meiner Firma, zeigen möchte.

Ich hoffe, Sie fanden den ersten Teil des Vortrages genau so leicht wie ich. Nun kommt der zweite Teil, in welchem es um EVA gehen wird. EVA ist unser eigenes System und es steht für *environmental viable architecture* – umweltverträgliche Architektur. Es ist ein System, das wir eigens zum Messen der Umweltqualität von Gebäuden entwickelt haben. Wir waren auch unter den Ersten, die sich nach 1401 der ISO-Norm registrieren ließen. In dieser ISO-Norm geht es um Umweltbelange.

Ich bin mir sehr wohl bewusst, dass die meisten Architekten heute über grüne Themen reden. Vor einigen Wochen war ich in den Vereinigten Staaten und habe etwas sehr Interessantes erlebt. Dort redet man von „green wash“ wie von „white wash“. Das heißt, dass man fast jedes Gebäude, wenn man sich anstrengt, als „green“ bezeichnen kann.

Wir waren der Meinung, dass es wichtig sei, ein gut funktionierendes Mess-System zu entwickeln, welches ein weiteres Spektrum abdecken kann, als das, was bis dahin zur Verfügung stand. Viele beschäftigten sich nur mit Energiebedarf in Bezug auf Materialfragen. Wir jedoch dachten, dass hier ein umfassenderes System benötigt wird. Das System, das wir daraufhin entwickelt haben, wird im Herbst (September/Oktober) veröffentlicht, und kann dann von jedem Architekt benutzt werden. Ich werde jetzt versuchen, dieses System zusammengefasst darzustellen. Danach werde ich einige unserer städtebaulichen- und



architektonischen Projekte vorstellen und Ihnen dabei zeigen, wie wir versucht haben EVA auch in der Praxis arbeiten zu lassen. EVA setzt sich aus zwölf Unteraspekten zusammen, wozu unter anderem Energiebelange, Energieaufwand und Mengenenergie gehören. Das Spektrum ist insgesamt jedoch viel breiter und dies drücken wir in Kreisdiagrammen aus. Je grüner das Diagramm wird, desto besser verhält sich das Gebäude im Bezug auf Umweltverträglichkeit.

Nun werde ich recht rasch die zwölf Punkte durchgehen.

Erster Aspekt: „Impacts and Humans“, Auswirkung auf den Menschen.

Bei diesem Aspekt, von dem man generell sehr viel hört, geht es hauptsächlich darum, dass sich Menschen in ihren Gebäuden wohl fühlen sollen. Wir achten besonders darauf, unsere Gebäude, vor allem die auf dem Land, sehr niedrig zu halten und wenn möglich die verschiedenen Stockwerke mit Treppen anstatt mit Aufzügen miteinander zu verbinden. Dies haben wir auch für IC gemacht. In diesem Gebäude, in dem 600 Leute sitzen, gibt es nur einen Aufzug für Behinderte, alle anderen benutzen die Treppen. Dies ist viel gesünder und energieeffizienter. Die Treppe wird sozusagen das Mischventil für alle, die sich im Gebäude aufhalten, und jeder kann an den verschiedenen Aktivitäten, die dort stattfinden, teilnehmen. Wir hören viel über das „sick-building-Syndrom“, das Syndrom der kranken Gebäude. Genau lässt sich das nicht eruieren, aber es bedeutet, dass sich Leute in der Umgebung, in der sie arbeiten, nicht wohl fühlen. Wenn man es

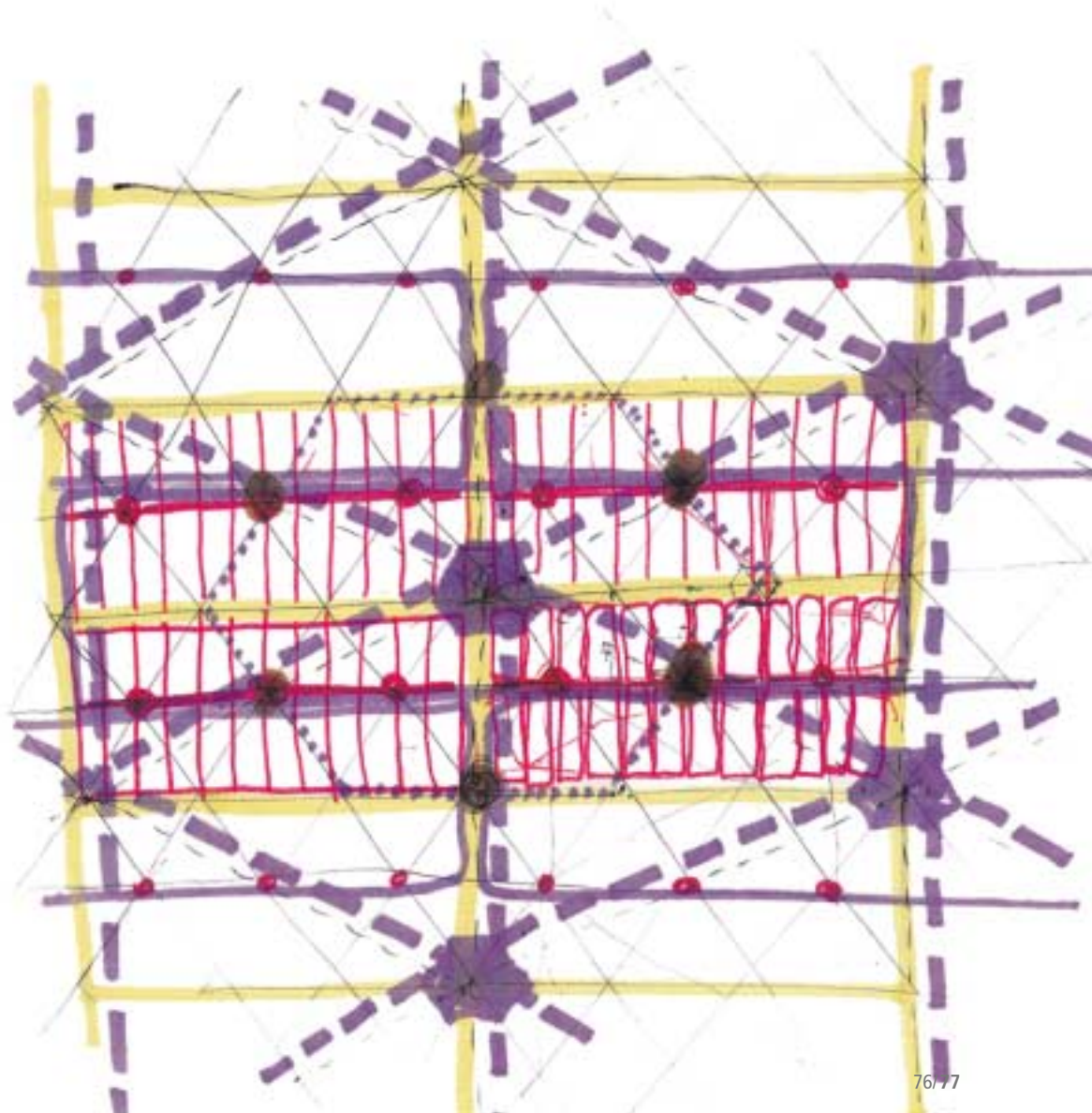
jedoch schafft, die Produktivität durch die Qualität des Arbeitsumfeldes um fünf Prozent zu erhöhen, bezahlt sich das Gebäude quasi in fünfzehn Jahren selbst. Dies ist ein besonders interessanter Aspekt für Leute, die selbst Häuser kaufen.

Zweiter Aspekt: Auswirkung auf Flora, Fauna und natürliche Ressourcen.

Bei diesem Aspekt geht es nicht nur um die Grünflächen am eigenen Standort, sondern es geht auch darum, was man durch den Bau eines Gebäudes ändert und zerstört. Man kann durch das Einbringen von Pflanzen viel für die umliegende Gegend tun, wenn man z.B. eine Straße auf beiden Seiten, wie eine Allee, mit Bäumen bepflanzt. Dies führt dazu, dass ein Zehntel weniger Staubpartikel in der Luft sind, als wenn man keine Bäume hätte. Die Bäume dienen somit als Luftfilter. Besonders interessiert hat mich in diesem Zusammenhang ein urbanes Projekt in Kuba. Dort werden 60.000 Leute beschäftigt und 60 Prozent der Frischprodukte, Gemüse und so weiter im Stadtgebiet, in Straßen, auf Dächern, in alten Autoreifen und so weiter, angebaut. Dies geschieht unter staatlicher Kontrolle und staatlicher Planung.

Dritter Aspekt: Auswirkungen auf das Wasser.

Wasser wird immer wichtiger und somit auch, es nicht zu verschmutzen und es nicht direkt in das Abwassersystem laufen zu lassen, wenn es eigentlich kontrolliert, gesteuert und wiederverwendet werden sollte. Dies ist ein oft versteckter Aspekt, der jedoch auf Grund der Bodenverschmutzungen und der daraus resultierenden Verschmutzung des Grundwassers immer mehr an Wichtigkeit gewinnt. Aus diesem Grund ist es sehr wichtig, Dächer zu haben, die Wasser festhalten und es nicht vom Standort ablaufen lassen.



Paddington Station, London

Vierter Aspekt: Klimabezogene Faktoren.

Hier geht es um Gebäude, die zu dem jeweiligen Klima passen, in dem sie sich befinden. Dies könnte man als Anti-Houston-Prinzip bezeichnen. In Houston, einer der heißesten Städte in den USA, gibt es sehr viele Glasbauten, und es wird eine enorme Summe ausgegeben, um sie alle mit Klimaanlage zu kühlen. Bei diesem vierten Aspekt geht es also darum, dass man beim Bau eines Gebäudes das Klima der Umgebung mit berücksichtigt. Wir entwerfen ein Gebäude in A Coruña in Nordspanien. Sie sehen diese wunderbaren Galerien außen am Gebäude. Sie fungieren als die erste Verteidigung gegen das sehr extreme Klima, das dort herrscht.

Fünfter Aspekt: Die eingebettete Energie.

Im Bezug auf diesen Aspekt möchte ich nun das Battersea Power Station Projekt (Battersea Kraftwerk) in London vorstellen, an dem wir gerade arbeiten. Es soll als Gemischnutzung, als Ausstellungs- und Unterhaltungszentrum umgenutzt werden. Wenn Sie sich vorstellen, wie groß die Energieverschwendung wäre, dieses Ziegelbauwerk abzureißen und wie viel ein Neubau im Vergleich mit dem Nutzen dessen, was da ist, kosten würde, dann ist die Energieformel wirklich außerordentlich. Ein ähnliches Projekt, an dem wir arbeiten, ist die Sanierung von der Paddington Station (Bahnhof), ebenfalls ein schönes Gebäude von Boneington (dem Techniker von Ponell von 1860), in London. Bei diesem Projekt revitalisieren wir eine bereits existierende Struktur. Es handelt sich also um eine sehr energieeffiziente Vorgehensweise.





Paddington Station, London

„Architektur weltweit“ Sir Nicholas Grimshaw

Sechster Aspekt: Transport Verkehr.

Natürlich haben wir in unseren Städten, und so auch in Deutschland, Probleme mit Autos. In Deutschland gibt es ein Problem mit schnellen Autos, bei uns in England ist es nur ein Autoproblem. Wasserstoff als Treibstoff zu verwenden ist interessant, denn Wasserstoff ist abgasfrei. Das Problem jedoch ist, dass die Herstellung von Wasserstoff nicht sehr energieeffizient ist, und wir deswegen bessere Wege finden müssen, um Wasserstoff zu erzeugen. Ich persönlich bin sehr begeistert von Straßenbahnen als umweltfreundliche Verkehrsmittel.

Wir arbeiten gerade am Straßenbahnsystem in Zürich, an einer direkten Verbindung vom Züricher Flughafen ins Zentrum von Zürich.



Sainsbury's Superstore,
London



Siebter Aspekt: Energie und Verwendung.

Bei diesem Aspekt geht es darum, wie viel Energie verwendet wird, um ein Gebäude in Betrieb zu halten. Wir wollen durch das Reduzieren von Oberflächen erzielen, dass Energie gespart wird. Dies gehört dann auch schon zum nächsten Aspekt.

Achter Aspekt: Minimierung von Energieverlusten.

Was wir momentan betrachten und was recht interessant ist, sind Gebäude, die abends quasi geschlossen werden können. Das Gebäude wird nachts verpackt, isoliert, so dass im Winter die Wärme und im Sommer die kühle Luft im Gebäude bleibt. Wir erzielen dies mit Vorrichtungen außen am Gebäude; eine sehr effiziente Lösung.

Ein weiterer interessanter Aspekt ist, dass auf dem europäischen Kontinent die Rohre im Hausgebrauch kleiner sind als in England. In Deutschland ist es der Fall, dass die Rohre halb so groß sind wie die englischen. Dies hat zur Folge, dass es 16 mal so viel Energie kostet, eine Flüssigkeit durch dieses Rohr zu drücken; ein kleiner interessanter physikalischer Aspekt.

Neunter Aspekt: Saubere Energie.

Es gibt ein Projekt, bei dem Kamele Solarzellen in ein entlegenes Dorf transportieren, wo die Solarzellen dann Wasser in den Brunnen des Dorfes hochpumpen. Dies ist eine äußerst saubere Art und Weise der Energieförderung.

Wir haben das EVA-System entwickelt, um die unterschiedlichsten Arten der Energieproduktionen zu untersuchen und so feststellen zu können, wie umweltfreundlich sie sind.

Zehnter Aspekt: Auswirkungen auf das Land und den Boden.

Dies ist ein Bereich, in dem Deutschland sehr gut abschneidet. Deutschland ist, glaube ich, was das Recyclen angeht, führend in Europa. Ich habe sehr eindrucksvolle Recyclingsysteme in Deutschland gesehen. Recyclen ist ein Bereich, in dem wir in Großbritannien sehr schlecht, ganz erbärmlich abgeschnitten haben. Autoreifen werden relativ gut wiederverwendet. Sie wurden zermahlen, um damit Straßen zu beschichten. Aluminium-Recycling ist relativ effizient. Bei diesem Prozess wird nur zwanzig Prozent der Energie verwendet, die beim ersten Aluminiumschmelzen notwendig ist. Ich habe auch gehört, dass, wenn wir es weiter recyceln, wir theoretisch bis ca. 2020 genug Aluminium auf der

Erdoberfläche haben. Wir müssen also kein weiteres Aluminium abbauen. Dies würde jedoch voraussetzen, dass man in der Zukunft sehr sorgfältig Aluminium recyceln müsste. In Amerika habe ich erfahren, dass sie dort pro Jahr genug Cola-Dosen wegwerfen, um die heimischen Flugzeuge mit dem Aluminium viermal pro Jahr herstellen zu können. 75 % der Zeitungen werden aus recyceltem Papier hergestellt. Das zeigt eine gute Entwicklung in dem Bereich des Recyclens. Wenn man erkennt, dass es ein leichter Prozess ist, dann geschieht es auch. Aber gehen wir mal zurück nach Großbritannien und sehen uns an dem Beispiel von London an, wie wir mit unserem Müll umgehen. Wir vergraben den Müll, was eigentlich auf einer kleinen Insel wie der unsrigen entsetzlich ist, auf Deponien. Ich habe berechnet, dass, wenn wir die schwarzen Müllsäcke, die wir Engländer verwenden, nebeneinander stellten, wir die Fläche Englands mehr als zehnmals pro Jahr vollkommen bedecken würden. Das heißt also, dass wir bald begraben sein werden, beziehungsweise alle auf einer Mülldeponie leben. Ich sage das immer wieder, aber scheinbar ist davon niemand wirklich betroffen.



Elfter Aspekt: Auswirkungen auf die Anwohner

Dieser Aspekt behandelt die Auswirkungen auf die Anwohner, die um ein Gebäude herum angesiedelt sind. Was kann ein Gebäude für andere Menschen, für die Anwohner tun? Ein gutes Beispiel finden wir in Broadgate, in der City of London. Dort wurde eine Eislaufbahn gebaut, die wirklich zu einem Blickfang in der City geworden ist. Im Sommer wird sie für Partys verwendet. Wenn wir uns dieses Projekt jetzt von den Kosten her anschauen, waren die Aufwendungen für die Eislaufbahn ganz gering.

Zwölfter Aspekt: Auswirkungen auf andere kulturelle Merkmale

Ein letzter Aspekt in unserem Beurteilungssystem sind die Auswirkungen auf andere kulturelle Merkmale. Das heißt, wenn Sie ein Gebäude in London bauen, zum Beispiel in der Nähe von der Saint Paul's Cathedral oder in der Nähe einer schönen Brücke, dann müssen Sie sich bewusst sein, welche ästhetischen Auswirkungen ihr Gebäude auf die Umgebung hat. In diesem Zusammenhang ist es ganz interessant, sich den Eiffelturm anzusehen, der mein Argument nicht unbedingt bekräftigt, denn als er gebaut wurde, hasste man ihn. Er bekam eine Planungs-erlaubnis für sechs Monate, diese wurde ein paar Mal verlängert,

und dann vergessen. Inzwischen ist der Eiffelturm zu einem Symbol von Paris geworden. Man muss jedoch wirklich ein arroganter Architekt sein, um sich einreden zu können, dass sein Bauwerk zum Symbol einer Stadt wird.

Soweit also eine Zusammenfassung des Systems, das wir verwenden.

Jetzt möchte ich zum dritten Teil meines Vortrages kommen, und zwar mit ein paar Kommentaren zu Umweltbelangen in den Städten, und danach werde ich über einzelne Gebäude sprechen. Zum Schluss werde ich dann zum Edenprojekt in Cornwall kommen.

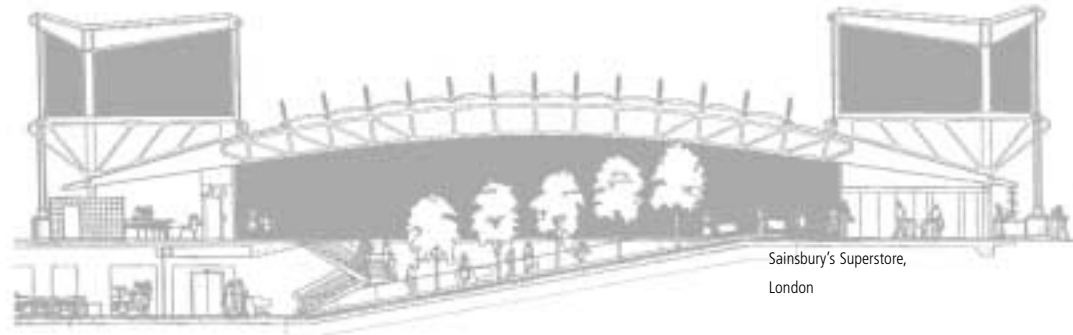
Wenn wir über EVA und über Städte sprechen, habe ich immer den Eindruck, dass Städte wie Wandteppiche beachtet werden sollten. Man sollte sie reparieren, sich um sie kümmern und sie flicken wie einen alten Pullover, anstatt große Bereiche zu demolieren und abzureißen um dann zu versuchen dort neue Büro- oder Wohnbauwerke zu errichten.

In meiner Doktorarbeit 1965 habe ich angesprochen, dass Covent Garden, also was jetzt Covent Garden ist, demoliert werden sollte, und wir als Studenten sollten uns überlegen, wie man die

Ränder des Gebietes irgendwie an den Rest der Stadt anbinden könnte. Ich habe das wie eine Reparatur eines Kleidungsstückes behandelt und habe versucht, die Ränder aneinander zu nähen. Zu dieser Zeit war es dann doch so, dass das Umweltbewusstsein bei den Leuten immer stärker in den Vordergrund stieg, und man beschlossen hatte, Covent Garden nicht ganz abzureißen, sondern zu reparieren, zu erneuern. Um 1970 herum lag also der Wendepunkt im Bereich des Denkmalschutzes in England. Zuvor war man ganz zufrieden und glücklich damit, einfach alles abzureißen.



Minerva Office Building,
London



Sainsbury's Superstore,
London

Hier sehen Sie ein kleines von uns gebautes Stadtquartier für die Supermarktkette Sainsbury's. Ich zeige es, da es ein dreieckiger Standort mit gemischter Nutzung ist. Es gibt einen Supermarkt, eine Kirche, eine Kinderkrippe, Werkstätten, Wohnhäuser, Parkplätze und einzelne Ladengeschäfte. Die Idee gefällt mir; dieses Projekt ist wirklich eine echte Mischnutzung. Wir haben natürlich, wie wir das immer tun, sehr lange an den architektonischen Details gearbeitet, z. B. an den enormen Stahlecken an der Außenseite. Hier werden sehr starke architektonische Zeichen gesetzt und dieser Ort ist sehr populär und beliebt. Dahinter haben wir, ohne dass der Supermarkt das bemerkt hatte, zehn Studiohäuser gebaut. Sie fanden das kommerziell nicht sehr interessant.

Jetzt komme ich zu der Bearbeitung von Details in unserem Büro. Ich bitte meine Leute oft, sich Boote anzusehen, denn ich sage ihnen, man findet dort sehr wenig Überflüssiges, alles hat die richtige Größe, alles ist aus den richtigen Werkstoffen geschaffen und erfüllt seine Aufgabe. Man empfindet eine Empathie zwischen den Werkstoffen, die verwendet werden. Dies ist ein gutes Beispiel dafür, wie auch die Integration in einem Gebäude funktionieren sollte. Man sollte sich ein Boot genauer ansehen. Insbesondere meine ich die America's Cup Boote, das sind natürlich absolute Extreme, weil da selbst die Tauen unterschiedliche Dicken, unterschiedliche Materialien und Längen haben. Wenn man sich eine ältere Yacht genauer ansieht und mit einem Boot vergleicht, das sich im America's Cup befindet, wäre dies eine sehr gute Übung für einen Architekturstudenten.

Wir haben ein Projekt in der City of London im Finanzbezirk in der Gresham Street. Dort hatten wir einen kleinen grünen Platz vor uns, den wir in das Gebäude mit einbezogen haben. Wir haben grüne Stufenterrassen verwendet und außen am Gebäude Schiefer, der mit Stahlspannen angebracht wurde.

Bei diesem Projekt (Minerva Office Building, London) handelt es sich um ein wesentlich größeres Hochhaus. Wir haben uns sehr viel im Bodenbereich mit dem Fußgängersystem beschäftigt. Wir fanden es besonders wichtig, dass wir Läden im Gebäude und Wurzeln durch das Gebäude haben, und dass es Verbindungen mit dem Bahnhof, den man auf dem Bild sieht, gibt. Das Gebäude wird sehr hoch sein und einen Art Hintergrund darstellen. Aus Umweltsicht ist der Bodenbereich das Interessante. Auf diesem Dia sehen Sie eine außen angewandte Doppelverschalung und Frischluftventilationen. Man kann sechs Monate im Jahr die inneren Fenster öffnen und so direkt Frischluft erhalten. Das ist sehr ungewöhnlich. Diese Idee ist beinahe revolutionär bei einem Gebäude dieser Höhe. Dadurch wird natürlich sehr viel an technischen Anlagen gespart. Man muss sehr sorgfältig definieren, wo man die Grenzen setzt, so dass das Gebäude nicht das ganze Jahr über die gleiche Temperatur hält. Man erwartet unterschiedliche Temperaturen im Winter und im Sommer, und man muss den Beteiligten erklären, dass sie sich in einer externen Umwelt eigentlich wie Zuhause fühlen. In Europa ist es ja wirklich nicht notwendig, zuhause eine Klimaanlage zu haben, und wenig Leute leben in einem Haus mit Klimaanlage. Warum sollte dann in einem Büro eine Klimaanlage vorhanden sein? Wir haben in diesem Zusammenhang sehr viel mit unseren

Bath Spa im Kurort Bath





Zürich Airport, Airside Centre



Zürich Airport, Landside Centre

Zürich Airport, Landside Centre



Umwelttechnikern gearbeitet, um zu gewährleisten, dass das auch alles funktioniert.

Beim Ludwig-Erhardt-Haus in Berlin hatten wir die Aufgabe, das Gebäude niedrig zu halten und ein großes Innenvolumen zu erzeugen. Berlin eignet sich nicht für hohe Gebäude, und so haben wir uns mit einer Art Kontur, einer Hügelkontur beschäftigt. Wir haben eine ganz eigenartige Gestalt und Form für das Ludwig-Erhardt-Haus gewählt und eine Tragstruktur errichtet, an der alle Etagen des Gebäudes hängen. Dies fällt wieder in den Bereich von Umweltinteresse. Wenn man auf Säulen im Erdgeschoss verzichten kann, hat das Gebäude eine wesentlich längere Nutzungsdauer, denn die Nutzung auf dieser Ebene kann sich dann über die Zeit hinweg leichter ändern. Im Erdgeschoss war zum Beispiel zuerst einmal die Berliner Börse angesiedelt, die jetzt kleiner geworden ist und wahrscheinlich bald ganz verschwindet. Es wird bald nur noch einzelne Filialstellen geben, und dann muss man sich fragen, was man mit dem Erdgeschoss eines solch großen Gebäudes machen kann. Nun, bei diesem Design kann man es sich, obwohl ein großes Gebäude oben drüber sitzt, für das Filmfestival in Berlin, für eine Eislaufbahn und für alle anderen möglichen Anwendungen, bei denen man einen großen Bereich ohne Säulen braucht, vorstellen. Dies ist also ein städtebauliches Thema, eine Frage, wie weit man den Raum unter Gebäuden frei machen kann.



Bath Spa im Kurort Bath

Unser nächstes Projekt führt uns nach Bath; ein Kurort, den viele Leute kennen. Da Bath eine Stadt des Welterbes ist, kann man dort nur ganz schwer ohne große Probleme bauen. Unser Gebäude befindet sich in der Stadtmitte, in dem es ein altes städtisches Schwimmbad ersetzt. Das Projekt ist beinahe fertig, aber ich habe leider noch keine guten Bilder. Auf dem Bild sehen Sie einen heißen Pool, der sich auf dem Dach befindet. Das Wasser kommt aus dem Boden, ist voller Mineralsalze und beinahe zu heiß, um es anzufassen. Vom Dach aus blickt man über

die Landschaft von Bath. Es gibt noch einen zweiten, internen Pool im Erdgeschoss, Behandlungsräume, eine Sauna und ein Römisches Bad. Das gesamte Gebäude steht auf vier enorm großen Säulen. Es ist sehr schwer ein modernes Gebäude in eine Stadt aus dem achtzehnten Jahrhundert einzupassen, dennoch scheint es sich gut zu entwickeln. Für den Bau haben wir das örtliche Gestein, den Bathstein, verwendet. Das Konzept bestand darin, einen Steinwürfel in einen Glaswürfel zu setzen.



Eden Project, Cornwall

Ein schönes Projekt, für das wir sehr viel Zeit verwendet haben, ist der britische Pavillon in Sevilla. Es ist schön, wenn man sich überlegt, wie Nachbarn zusammenarbeiten können, um Dächer über die Straße zu legen, mit dem Ziel einen Sonnenschutz zu erstellen. Dieses Beispiel funktioniert auch, denn die Luft kann noch in der Straße zirkulieren, die Sonne kann nicht rein, und man schafft auf diese Art eine urbane Einkaufsmeile in der Stadt. Sevilla ist die heißeste Stadt in Europa, heißer als viele amerikanische Städte. Wenn man das mit einem klimatisierten Einkaufszentrum in Amerika, einer Mall, vergleicht, dann sieht man doch ganz klar, wer hier den Vorteil hat. Man freut sich natürlich auch, wenn man die Sonne auf diese Art erfahren kann und nutzt Farbe auf wunderbare Weise.

Nun komme ich zum vierten Teil meines Vortrags. In diesem Abschnitt möchte ich vier unserer Vorhaben noch einmal unter den zwölf Überschriften, die ich vorher erwähnt habe, analysieren. Zum Schluss werde ich dann das Eden-Projekt vorstellen.

In Sevilla bauten wir unser erstes großes Gebäude, bei dem wir uns sehr stark auf Umweltfragen konzentriert haben. Wir hatten den Wettbewerb gewonnen, und wollten erreichen, dass dieses Gebäude ein Demonstrationsobjekt zum Energiesparen wird. Es sollte das energieeffizienteste Gebäude von den 110 Pavillons vor Ort sein. Die Hauptidee für das Gebäude war die Vorstellung, dass es ja nur für sechs Sommermonate dort stehen sollte, und es somit verrückt gewesen wäre, Glaskästen aufzustellen und unheimlich viel Energie auf die Kühlung zu verwenden, denn die Leute leben ja in Sevilla seit Hunderten von Jahren in nicht

klimatisierten Häusern. Wir wollten also untersuchen, wie die Leute dort leben, und versuchen, einige dieser Ideen zu replizieren. Basierend auf dieser Untersuchung haben wir die Westwand aus industriellen Wassertanks gebaut, die mit Wasser gefüllt wurden, um einen Trägheitseffekt zu erzielen, so dass die dunkle Seite des Gebäudes genug Sonne bekommt und als eine Sonnenbarriere gelten sollte. Auf der Ostseite errichteten wir eine Wasserwand, die einen Kühleffekt auf das gesamte Gebäude ausübte, und auf dem Dach befestigten wir Sonnendächer und Solarzellen, die wieder genügend Energie für die Pumpen der Wasserwand schafften. Wir haben also die Sonne zur Kühlung des Gebäudes verwendet. Dies war ein sehr guter Effekt. Das Ganze sollte am Ende auch wieder abgebaut werden, und alle Teile sollten in fünfunddreißig afrikanischen Dörfern wiederverwendet werden. Die Pumpen sollten für Brunnen benutzt werden, die Tanks für Wasserspeicher und die Solarzellen zum Betrieb der Pumpen. Leider war damals Frau Thatcher in ihrem kapitalistischen Modus befangen und hat das ganze Gebäude an den Höchstbietenden verkauft. Nun, das war unser Anfang mit der Energie an Bauwerken. In dem Fall von Sevilla haben wir die Umweltideen verwendet, die wir für das Gebäude hatten, um die Architektur zu schaffen. Dies würde ich als Beispiel dafür sehen, wie Umweltthemen eine Inspiration für einen Architekten sein können.

Ein weiteres Gebäude, das wir gerade fertig gestellt haben, ist das Rolls-Royce-Werk, das jetzt BMW gehört. Das Gebäude steht, wie man in England sagt, in einer Landschaft von außerordentlich natürlicher Schönheit, und es musste sich dort auch einpassen. Wir schafften 50.000 Quadratmeter grünes Dach und legten eine dichte Bepflanzung um das Gebäude herum an. Bei dem gesamten Gebäude wurde ein sehr umweltgerichteter Ansatz verfolgt. Dies ist sehr interessant im Kontrast zu dem Auto, das dort hergestellt wird, denn man könnte ja nicht gerade sagen, dass ein Rolls-Royce ein besonders umweltbewusstes Auto ist. Nun, zur Verteidigung sage ich selbst, das dies hier ein sehr schönes Montagewerk für alles ist, ob Autos oder sonst etwas. Interessanterweise hat aber auch Rolls-Royce einen grünen Aspekt, denn diese Autos werden seit 100 Jahren hergestellt, und 98 % davon sind noch auf der Straße. Dies steht im Kontrast zu anderen Autos, die alle vier oder fünf Jahre verschrottet werden. Der Zielgedanke ist, Rolls-Royces für immer und ewig in Betrieb zu halten. Dies ist ein sehr schöner Gedanke, und mir geht es genauso mit meinem Citroën aus dem Jahre 1969.

Battersea Power Station,
London



Ein interessantes Projekt war das Automobilclubgebäude des AIC. Es liegt an einer der befahrensten Autobahnkreuzungen zwischen der M4 und der M5. Von der Spitze des Turms oben auf dem Gebäude kann man die Autobahnen in alle Richtungen ca. 15 Kilometer weit überblicken. Für dieses Gebäude schufen wir ein interessantes Energierecyclingsystem, indem wir ein Thermalrad benutzten. Anstatt dass wir die kühle Luft herauszogen, haben wir die Kälte vor Verlassen des Gebäudes aus der Luft herausgenommen, und im Winter haben wir Hitze aus der Luft herausgenommen. Dadurch erhielten wir sehr gute Energiebewertungen.

Kommen wir zur Messehalle in Frankfurt am Main. Bei diesem Projekt kann man sehen, dass man als Architekt dem Bauherr die Lösung nicht aufoktroyieren kann. Wenn der Kunde denkt, das etwas unpraktisch ist, und sich damit nicht anfreunden kann, muss man versuchen, die Bedürfnisse des Kunden mit dem zu verbinden, was man architektonisch machen kann. Wir waren der Meinung, dass man das Gebäude am besten kühlen könnte, indem man die kalte Luft, die sich unter dem Fußboden befindet, unter dem Dach sammelt, da in solchen Messehallen ja sehr viel Hitze entsteht. Wir konnten die Messe Frankfurt jedoch nicht davon überzeugen, dass das so funktionieren würde, denn sie wollte vollkommen flexibel sein, was das Layout für Messveranstaltungen angeht. Wir haben ihnen dann gesagt, dass es immer noch Fluchtwege zu den Notausgängen gibt, dass man hier die Luftzufuhr hätte darunter legen können, aber auch das hat ihnen nicht gereicht. Wir hatten zwar die hitzigsten Debatten und Streitereien, doch da sie dieses Gebäude wirklich so flexibel verwenden, zum Beispiel auch für große Konzertveranstaltungen,

hatten sie in diesem Fall vielleicht doch Recht gehabt. Man muss hier irgendwie Umweltbelange mit praktischen Dingen in Einklang bringen.

Und nun zum neuen Forschungszentrum in Eden, ein Riesenerfolg. Wir wollten das Gebäude so grün wie möglich gestalten und, obwohl es auf der Transportverkehrsseite nicht so gut abschneidet, da man dort nur mit dem Auto hinkommen kann, wurde es doch als sehr gut beurteilt.

Jetzt komme ich zum Schlussteil meines Vortrages. Das Edenprojekt war aus verschiedenen Aspekten ein enorm wichtiges und interessantes Projekt für uns. Dies trifft vor allem bei Umweltaspekten zu, aber auch was die Untersuchung der botanischen Forschung angeht. In Eden wird die Rolle von Pflanzen in aller Welt untersucht, medizinische Pflanzen und Pflanzen als Nahrungsmittel. Das Projekt ist streng wissenschaftlich, und was wir und die Kunden mit Eden von Anfang an vermeiden wollten, war, dort eine Art Disneyland zu errichten. Es war ein Bildungsauftrag, der dem wissenschaftlichen Verständnis von Pflanzen gewidmet war. Ich glaube, wir haben das Projekt gut gemacht, wie auch den Waterloo Bahnhof in London, seit über zehn Jahren eine der größten Glasstrukturen in Europa. Die Kunden für das Eden-Projekt dachten damals, nachdem Sie den Waterloo Bahnhof gesehen haben, dass wir ein Projekt von dieser Dimension angehen und erfolgreich durchziehen könnten. Und wir waren erfolgreich. In England haben wir eine Tradition von Gewächshäusern. Hier sehen Sie das Palmenhaus in Kew Gardens im Westen Londons. Als wir an dem zukünftigen Standort des

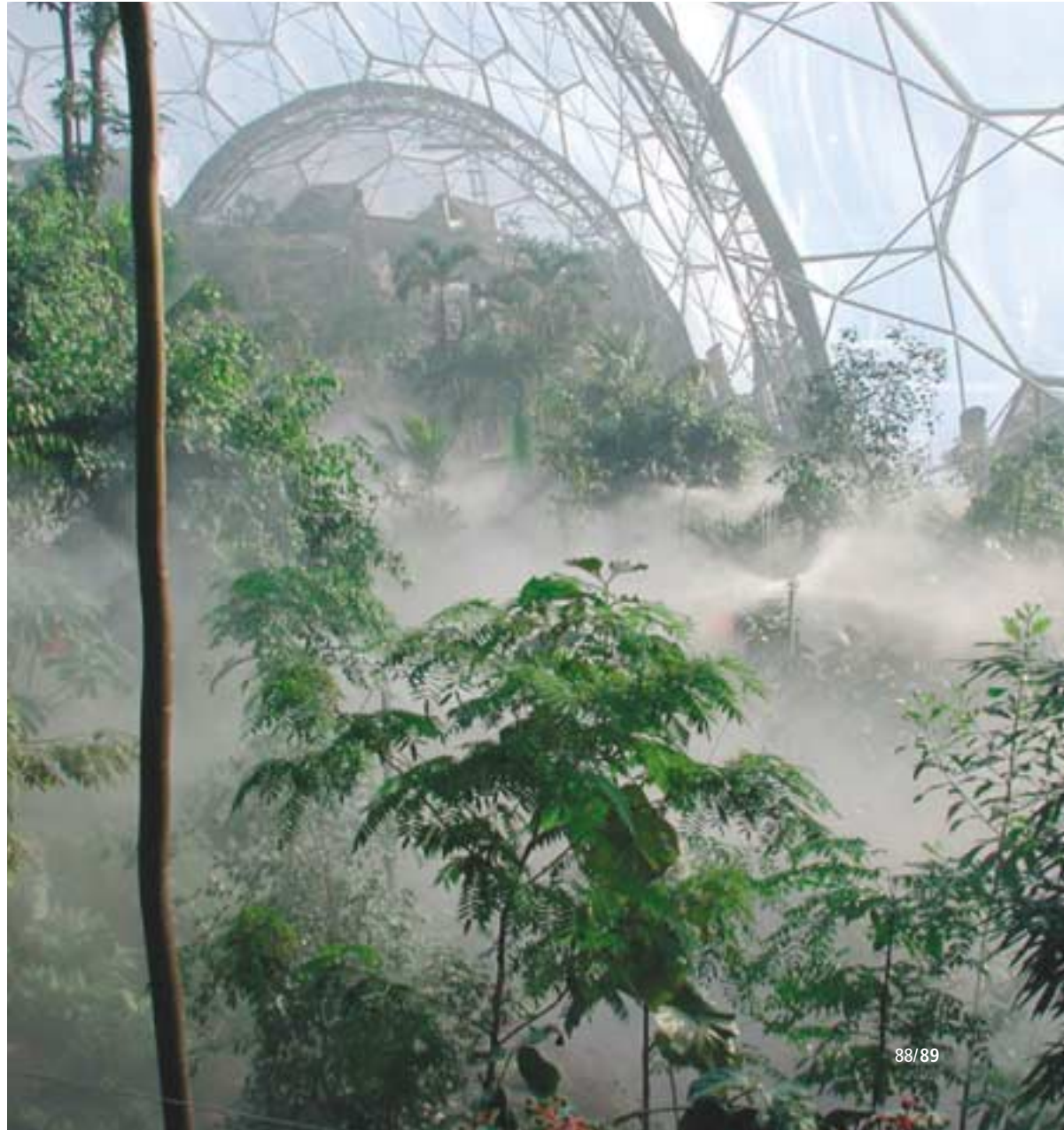
Eden Projektes in Cornwall im Südwesten Englands ankamen, war dies ein entlegenes, ehemaliges, stillgelegtes, 100 Meter tiefes Bergbauland, wo früher Lehm abgebaut wurde. Wenn mit diesem Land nichts gemacht worden wäre, wäre es ein stillgelegter Standort, wo nichts mehr geschieht. Das Land war nicht nur nutzlos, es war auch gefährlich, da alte Schächte offen standen, wo man hätte reinfallen können. Auch wenn das Land nicht genutzt worden wäre, hätte die Fläche gewartet und instand gehalten werden müssen. Wir wollten aus diesem Ort ein botanisches Forschungszentrum in einer schönen Landschaft machen. Wir studierten die Sonnenbewegungen am Ort, um dann festzustellen, wo das Gebäude am besten hinpassen würde. Dann begannen wir mit der Struktur, ganz wie beim Waterloo Bahnhof. Der Ort erinnerte uns an eine Klippe, und wir fanden es sehr schwierig, eine Ebene zu finden, auf der wir die Gebäudestruktur einbauen konnten. Wir untersuchten aus diesem Grund eine Vielzahl an organischen Formen, die wir einschneiden und ins Land einpassen konnten.

Dieses Dia hier zeigt eine schwache rötliche Linie. Dieser Linie folgend schnitten wir ein, um das Gebäude ins Land einzupassen. Danach kam die strukturelle Organisation des Ganzen. Man findet Hexagonalstrukturen an vielen Orten in der Natur. Das fügte sich unserer Meinung nach in die organischen Aktivitäten, die wir an diesem Standort durchführen wollten, gut ein. Wir haben also intensiv natürliche Vorgänge recherchiert, und man sieht, dass diese Sechseck-Netzwerke und die durchbrechenden Linien oftmals rechte Ecken bilden. Wir verwendeten dieses Prinzip, und kamen so zu den Haupttragwerken, den Biomen.

Da wir bemerkten, dass die Struktur und ETFE-Folie leichter waren als die Luft, die sie umgibt, haben wir ein sehr interessantes Windmodell erstellt. Eines der größten Probleme bestand darin, dass die gesamte Konstruktion einfach weggeblasen werden würde. Das Material ETFE ist sehr stark, man kann darauf stehen und man kann sogar mit dem Auto darüber fahren. Sie können sich etwa die Größe vorstellen, wenn Sie sich die beiden Männer ansehen, die in dem Netz beim Aufbau hängen. Hier noch ein paar Bilder, wie das Projekt fertig aussieht. Wir hatten natürliche Lüftungspotenziale. Man kann einen großen Abzug oben auf dem Dach öffnen und Druckluft einführen, so dass man Frischluft erhält, wenn die Temperatur im Inneren für die Pflanzen zu hoch wird. Wir haben viele natürliche Materialien verwendet. Wir wollten die Kontraste zwischen den Gebäuden herausstellen, zum Beispiel dem Besucherzentrum, welches in die Hügellandschaft eingefügt ist, und der ausgesprochen technologischen Natur der Biome.

Hier ein paar Detailaufnahmen des Besucherzentrums. Wir verwenden nur natürliche Materialien, wenn es geht.

Hier sehen Sie noch ein paar weitere Bilder des Eden-Projekts. Einer der faszinierenden Aspekte des Materials ETFE sind die Vielfalt der Beleuchtungseffekte, die man erhält. Wenn z.B. die Sonne untergeht, entsteht eine goldene Reflexion und bei Sonnenaufgang gibt es ganz andere Effekte. Unsere Kunden hatten in der Vergangenheit mit Popmusik zu tun. Sie veranstalteten in Eden eine Party mit Laserstrahlen und dies ergab ganz tolle Lichteffekte.

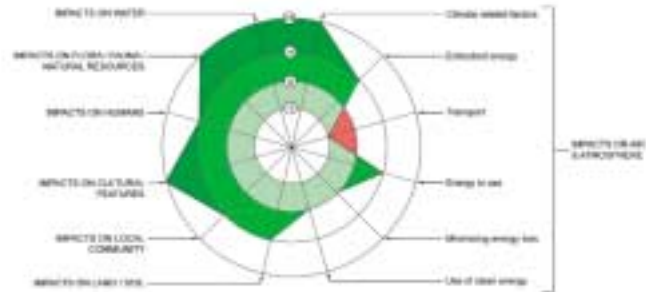




EMS PERFORMANCE

The Eden Project (2008) Stage 4.0

Wohlfühl-Ökonomie
 A Business Case
 for a Greener
 & Healthier Tomorrow



Eden Project, Cornwall

Hier noch einige Bilder von der Nutzung selbst, in denen das Dampfsystem gezeigt wird, mit dem die Pflanzen ihre Feuchtigkeit erhalten. Was sie großartig gemacht haben, ist, dass sie um die zehn oder elf Millionen Euro für die ursprüngliche Bepflanzung ausgegeben haben, so dass man schon nach ein oder zwei Jahren wirklich etwas anzuschauen hat. Es werden Mangos angebaut, Kaffee und vieles mehr, und die Art und Weise untersucht, wie diese Pflanzen miteinander agieren.

Dies sind einige letzte Bilder des Gebäudes, so wie es jetzt aussieht. Sie sind erst vor kurzem aufgenommen worden. Es ist sehr interessant, ein Gebäude von so großem Volumen zu bauen und sich dabei alles selbst zu überlegen, denn handgebaute und Computermodelle schaffen das nicht alleine. Und wenn wir ehrlich sind, glaube ich, gab es keinen in unserem Büro, der nicht absolut erstaunt war über die Größenordnung, die erreicht wurde.

Hier sehen Sie ganz neue Bilder, wo schon alles ein bisschen weiter herangewachsen ist. Dies ist das Besucherzentrum, das in die Hügellandschaft hineingebaut wurde. Dies ist das grüne Diagramm, es ist wahrscheinlich das Beste, was ich Ihnen bis jetzt gezeigt habe. Der einzige kleine rote Bereich hier ist das Transportproblem, an dem wir noch arbeiten. Man kann mit dem

Zug nach Eden fahren, es ist aber eine ziemlich lange Fahrt. Die meisten Leute kommen mit dem Auto, was natürlich in keiner Hinsicht ökologisch ist.

Wir arbeiten derzeit an einem neuen Biom, Wüstenbiom oder trockenes Biom genannt. Wir versuchen, in diesem Biom einen künstlichen Himmel zu schaffen, und verwenden dafür eine Kabelnetzstruktur. Durch den künstlichen Himmel nimmt man fast gar nicht wahr, dass sich noch irgendetwas über einem befindet. Man fühlt sich wie in einer endlosen Wüste. In diesem Biom werden alle möglichen, sehr interessanten Experimente durchgeführt, zum Beispiel findet alle paar Wochen ein simulierter Regensturm statt, und man sieht, wie der Boden plötzlich begrünt wird, wie lange es danach dauert, bis er wieder austrocknet, wie lange die Samen nach dem ersten Regen befruchtet sind und so weiter und so fort. Das ist als Experiment sehr interessant. Dieses Dia zeigt den Plan für die Umgebung, die ganze Location Eden und das neue Bauwerk ganz unten im Bild.

Zum Abschluss und zur Abrundung möchte ich noch zwei oder drei Bemerkungen machen. Ich weiß, Sie haben sich in diesen Tagen viele Gedanken über Politik gemacht, und natürlich gibt es auch einen politischen Aspekt in der Umweltfrage. Es geht um

Wohlfühlstand in großem Maße. Wenn man ein sehr reiches Land ist, wirft man alles weg, wohingegen, wenn man ein armes Land ist, man alles wiederverwenden muss. Es gibt hier also eine politische Komponente. Aber es gibt auch eine sehr interessante philosophische Idee, die hinter der Recycling- und Wiederverwertungs-idee steht, wobei man versucht, so wenig Energie wie möglich zu nutzen, und dies ist ein Prozess, der wesentlich langfristiger angelegt ist. Hier geht es darum, dass die Menschheit die Welt nicht ruinieren soll. Was daran interessant ist, ist das Faktum, dass es nicht nur ein Bereich für einige Fanatiker ist, sondern, dass die Idee, dass man die Welt nicht verderben darf, doch allmählich allen Menschen immer bewusster wird. Teilweise entsteht dieses Bewusstsein aufgrund der Zerstörung der Regenwälder. Die Menschen fangen tatsächlich an, sich Sorgen darüber zu machen, ob man genügend Pflanzen haben wird, um überhaupt noch hinreichend Sauerstoff auf der Welt zu erzeugen. Tim Schmidt, unser Leiter für das Eden-Projekt, sagte immer, wenn wir keine Pflanzen hätten, dann hätten wir nichts Grünes und wären innerhalb von zwei Jahren tot. Dies ist doch eine relativ kurze Zeitspanne. Ich denke, wenn sich dieses Bewusstsein auf immer mehr Leute ausbreitet, dann will man auch politisch etwas erreichen, und Politiker sind immer Politiker, und sie unternehmen nur etwas, wenn es ihnen zur Wahl verhilft.

Interessant ist, dass dies auch ein Weg ist, wie man sich wählen lassen kann, wenn man sich für Umweltfragen interessiert. Ich weiß, dass das in Deutschland ein Thema ist. Ich möchte mich hier nicht einmischen in Fragen der Grünen Partei, aber international ist das doch ein interessanter Faktor. In diesem Zusammenhang spielen auch Architekten eine wichtige Rolle, denn mir scheint, dass es einen wesentlich interessanteren Dialog gibt, den Architekten international über Themen wie Nachhaltigkeit oder Umweltfragen führen können, als die Dialoge über Stil oder über die architektonischen Gestaltungen, die man schafft. Dieses Thema kann Architekten international zusammenführen. Dies kann dann auch ein Bereich sein, wo wir Kundengremien bekommen werden, die Wettbewerbe ausrichten, in dem Leute aus verschiedenen Ländern ermutigt werden teilzunehmen, um etwas Gutes zu tun. Intellektuell ist es eine große Herausforderung und eine sehr gute Sache, wenn jemand, der aus einem Land kommt, in einem anderen arbeitet, und wenn jemand, der in einem bestimmten Klima lebt, in einem anderen Klima arbeitet. Ich denke, dass dies ein großer Entwicklungsbereich in der Architektur ist, bei dem wir von der Stilfrage zu wesentlich größeren philosophischen und intellektuellen Herausforderungen in der Architektur übergehen.



Eden Project, Cornwall

Abschluss und Zusammenfassung

Lessons from Jersey!

Michael Arns
Vizepräsident der Architektenkammer
Nordrhein-Westfalen

Meine sehr verehrten Damen und Herren,

in den vergangenen Tagen haben wir sehr viel Interessantes, teilweise auch Wegweisendes gehört. Die Bandbreite der Themen, über die wir im Verlauf des Kongresses etwas erfahren konnten, war weit gefasst, von Sloterdijks Betrachtungen über das „post-imperiale Verwöhnungsprojekt“ Europa bis hin zu Norbert Walters supranationalem Kooperationsmodell.

Die Fülle von Informationen und Anregungen muss man erst einmal mit etwas Ruhe und Abstand verarbeiten. Darum will ich jetzt auch kein inhaltliches Resümee des Kongresses ziehen. Auch mit Blick auf die vorgerückte Zeit werde ich meine Schlussbetrachtung kurz halten.

An dieser Stelle möchte ich nur thesenhaft einige ausgewählte Kernbotschaften für die nordrhein-westfälische Architektenschaft formulieren, die sich für mich im Kongressverlauf heraus kristallisiert haben, die „Lessons from Jersey“:

- Das konjunkturelle Umfeld für Architekten wird auf absehbare Zeit schwierig bleiben: Wachstumsschwäche und sinkende Einnahmen werden weiterhin Handlungsmöglichkeiten und Investitionstätigkeit der öffentlichen Auftraggeber begrenzen.
- Die Erweiterung des europäischen Binnenmarktes, verbunden mit einer weiteren Öffnung der Dienstleistungsmärkte, kann den Wettbewerb für Architekten verschärfen.
- Europäische Ländermärkte bieten jedoch Potenziale und Chancen, das schrumpfende Geschäftsvolumen auf dem Heimatmarkt zu kompensieren. Dabei profitieren Architekten vom Qualitätsimage deutscher Architektur im Ausland.
- Hierfür müssen interessierte Kollegen ihr länderübergreifendes Networking verstärken und Kooperationen eingehen.
- Architekten müssen das Dienstleistungsmarketing intensivieren und ihr Leistungsprofil verstärkt gegenüber potenziellen Kunden kommunizieren. Die Qualität der Arbeit muss dabei der zentrale Faktor bleiben. Es kann aber nicht schaden, über „Popstar-“ oder „Entertainerqualitäten“ zu verfügen, wie wir in den vergangenen beiden Tagen erleben konnten...



- Last but not least – als Nebeneffekt dieser Veranstaltung: Es bestehen offenbar gute Aussichten, dass uns die HOAI erhalten bleibt. Das ist aus Architektensicht eine oder die frohe Botschaft des Kongresses und für uns von ganz besonderer Bedeutung. Da Sie selbst es angesprochen haben, Herr Minister Vesper, erwarten wir natürlich von Ihnen hierzu eine klare Stellungnahme. An der Entschlackung und Vereinfachung HOAI muss unser Berufsstand jetzt engagiert und konstruktiv mitarbeiten.

Zurück in Deutschland, werden wir die inhaltlichen Erkenntnisse des Kongresses eingehend reflektieren und Schlussfolgerungen für die Ausrichtung der Kammerarbeit ziehen. Was sich aber jetzt schon sagen lässt: Von Jersey wird ein wichtiger Impuls für die weitere Arbeit der Architektenkammer Nordrhein-Westfalen ausgehen. Die Erkenntnisse des Kongresses geben uns Orientierung und werden uns helfen, den Kompass unserer berufspolitischen Arbeit neu zu justieren. Insofern hat sich die Erwartungshaltung erfüllt, die der Präsident zu Beginn des Kongresses formuliert hat. Entsprechend positiv fällt mithin auch diese Bewertung der Veranstaltung aus: Der Architektenkongress 2003 war aus Sicht der Architektenkammer Nordrhein-Westfalen ein voller Erfolg.

Umgekehrt hoffe ich aber auch, dass unsere Geschäftspartner etwas aus Jersey mitnehmen. Dies gilt in besonderem Maße für unsere Partner aus der Politik. Es wäre schön, wenn Ihnen Jersey vermitteln konnte, dass:



- nordrhein-westfälische Architekten aufgeschlossen sind gegenüber aktuellen Entwicklungen und sich den Herausforderungen der Zukunft stellen,
- unser Berufsstand sich dabei auch „fit“ macht für Europa und
- die Architektenschaft in NRW für die Politik in Bund und Land weiterhin ein konstruktiver Partner in berufspolitischen Fragen ist.

Zum Abschluss der Veranstaltung bleibt mir jetzt, all denjenigen, die zum Gelingen dieses Kongresses beigetragen haben, meinen herzlichen Dank auszusprechen.

Mein Dank gilt zunächst den Referenten, die uns in Form von Vorträgen und Diskussionsbeiträgen eine Vielzahl von interessanten Informationen und Denkanstößen vermittelt, in wichtigen Punkten auch neue Perspektiven aufgezeigt haben. In diesem Zusammenhang danke ich ganz herzlich: Tilo Braune, Dr. Michael Vesper, Professor Peter Sloterdijk, Prof. Dr. Norbert Walter, Dr. Roger Willemsen, Dr. Theo Sommer und Dr. Hanno Rauterberg. Gleichmaßen herzlich bedanke ich mich bei den Kollegen für ihre engagiert vorgetragenen und eindrucksvollen Präsentationen: Hadi Teherani, Alfred Berger, Erick van Egeraat und Sir Nicholas Grimshaw.

Frau Professor Hilde Léon und Stefan Behnisch danke ich ebenso für ihre interessanten Diskussionsbeiträge im Rahmen der Diskussion.

(Falls ich trotz sorgfältigem Bemühen jemanden vergessen haben sollte, so gilt mein Dank auch ihm.)

Der Kongress hat ausdrücklich bestätigt, wie wichtig für uns Architekten der Austausch mit Vertretern aus verschiedenen Disziplinen und Gesellschaftsbereichen ist. Ich würde mich daher sehr freuen, wenn wir mit Ihnen über den Kongress hinaus in Kontakt bleiben könnten.

Allen anwesenden Politikern möchte ich ganz besonders dafür danken, dass sie sich so viel Zeit für die Belange der Baukultur und der nordrhein-westfälischen Architektinnen und Architekten genommen haben. Wenn man bedenkt, wie sehr Parlamentarier zeitlich beansprucht sind, ist dies schon bemerkenswert und verdient unsere Anerkennung.

Dank möchte ich natürlich auch unseren Kollegen aussprechen, die so zahlreich an diesem Kongress teilgenommen haben. Schließlich sind es die Architekten und Architektinnen in NRW, für die wir diesen Architektenkongress in erster Linie ausgerichtet haben. Schön, dass Sie sich so engagiert an der Diskussion beteiligt haben.

Ich danke gleichermaßen den beiden Moderatoren Ralph Erdenberger und Andreas Grosz, die uns durch die beiden Tage begleitet haben, für ihre angenehme und geschickte Gesprächsführung. Wenn so meinungsstarke und wortmächtige Diskutanten am Werk sind, ist es nicht immer leicht, die Gesprächsregie zu führen. Diese Aufgabe haben sie mit Charme, Witz und manchmal

auch mit energischem Nachdruck hervorragend gemeistert.

Mein ganz besonderer Dank gilt unserem Hauptgeschäftsführer Hans-Ulrich Ruf für die inhaltliche Vorbereitung dieses Kongresses, sowie dem Organisationsteam der Geschäftsstelle unter Leitung von Thomas Löhning. Dieses Team hat die Veranstaltung minutiös vorbereitet und in den vergangenen Tagen für einen reibungslosen Ablauf gesorgt – wird hierfür auch weiterhin sorgen. Ich denke, ihre Arbeit verdient von unserer Seite einen Applaus als Zeichen des Dankes und der Anerkennung für die geleistete Arbeit.

Ein Letztes noch: Heute vor hundert Jahren wurde in Frankfurt der Bund Deutscher Architekten BDA gegründet. Sicherlich werden Sie verstehen, wenn ich deshalb mit Stolz und auch ein wenig Wehmut an die gleichzeitig stattfindenden Feierlichkeiten in Frankfurt denke, die ihren Höhepunkt morgen in der Paulskirche finden werden. Immerhin war der BDA der erste Zusammenschluss deutscher Architekten. Ein langer Weg, der letztendlich in die heutigen Länderkammern gemündet ist, auch in unsere Architektenkammer Nordrhein-Westfalen.

Hiermit beschließe ich also den zweiten Kongresstag und damit das offizielle Kongressprogramm. Im Namen der Architektenkammer Nordrhein-Westfalen wünsche ich allen Teilnehmern weiterhin eine gute Zeit in Jersey und viel Vergnügen am weiterem Rahmenprogramm!

Vitae

Michael Arns

- 1947 geboren in Meggen/Sauerland
1966 – 1968 Baupraktikum und Berufsschule an der Staatlichen Ingenieurschule für Bauwesen (SIB)
1970 – 1973 Studium der Architektur an der Staatlichen Ingenieurschule für Bauwesen Siegen (ab 1972 GH Siegen)
1973 – 1980 Tätigkeit im Büro Delius, Architekten und Ingenieure, Siegen
1981 Dipl.-Ing. Architekt (Studium Architektur an der Universität GH Siegen)
1981 Gründung des eigenen Architekturbüros in Freudenberg
1998 Partnerschaft mit Matthias Weber in ARNS + Partner Architekten
1999 Büroverlagerung nach Siegen, Papierfabrik 9
seit 2001 Vizepräsident der Architektenkammer NW

Prof. Dr. Peter Sloterdijk

- 1947 geboren in Karlsruhe
1975 Promotion in Philosophie und Geschichte (Hamburg)
seit 1980 freier Schriftsteller, Veröffentlichung zahlreicher Arbeiten zu Fragen der Zeitdiagnostik, Kultur- und Religionsphilosophie, Kunsttheorie und Psychologie
seit 1992 Professor für Philosophie und Medientheorie an der Hochschule für Gestaltung in Karlsruhe
seit 1993 Leitung des Instituts für Kulturphilosophie an der Akademie der bildenden Künste in Wien
seit 2001 Rektor der Hochschule für Gestaltung (Karlsruhe)
seit 1/2002 Leiter der ZDF-Sendung „Im Glashaus – Das Philosophische Quartett“ mit Rüdiger Safranski

Alfred Berger

- 1961 geboren in Salzburg
Studium der Architektur an der TU und Akademie der bildenden Künste in Wien
1989 Diplom zum Magister architecturae
1994 – 1998 Lehrauftrag an der Akademie der bildenden Künste in Wien in enger Zusammenarbeit mit Timo Penttilä und Massimiliano Fuksas
1995 Bürogründung Berger + Parkkinen in Wien und Helsinki
1995 1. Preis im internationalen Wettbewerb für die Nordischen Botschaften in Berlin (Fertigstellung 1999)

Dr. Theo Sommer

- 1930 geboren in Konstanz
Studium der Geschichte und politischer Wissenschaften in Tübingen, Promotion zum Dr. phil.
seit 1949 Journalist
1967 – 1970 Lehrauftrag für Politische Wissenschaften an der Universität Hamburg
1969 – 1970 Leiter des Planungsstabes im Bundesministerium der Verteidigung
1972 Lehrtätigkeit am Center for European Studies, Harvard University
seit 1973 Kuratorium ZEIT-Stiftung Ebelin + Gerd Bucerius
1973 – 1992 Chefredakteur der ZEIT
seit 1992 Vorstand Deutsche Welthungerhilfe
seit 1992 Vorsitzender Kuratorium Max-Brauer-Preis der Alfred Toepfer Stiftung FVS
1992 – 2000 Herausgeber der ZEIT neben Gräfin Dönhoff und Helmut Schmidt
seit 1998 Vorstand Deutsch-Türkische Stiftung
seit 4/2000 Editor-at-Large DIE ZEIT

Tilo Braune

- 1954 geboren in Rochlitz/Sachsen
seit 1984 Diplommediziner
(Studium Humanmedizin in Greifswald)
seit 1989 Facharzt für Neurologie und Psychiatrie an der Uniklinik Greifswald
1991 – 1994 Mitglied des Landtages Mecklenburg-Vorpommern
1994 – 1998 Mitglied des Deutschen Bundestages
1998 – 2002 Staatssekretär, Bevollmächtigter des Landes Mecklenburg-Vorpommern beim Bund
seit 10/2002 Staatssekretär im Bundesministerium für Verkehr, Bau- und Wohnungswesen

Hadi Teherani

- 1954 geboren in Teheran (Iran)
seit 1984 Dipl.-Ing. Architekt (TU Braunschweig)
1984 – 1987 Mitarbeit im Planungsbüro Prof. Joachim Schürmann, Köln
1989 – 1991 Lehrtätigkeit an der RWTH Aachen, Lehrstuhl Prof. Volkwin Marg
1990 Gründung des Büros BRT Architekten (Bothe Richter Teherani) in Hamburg
1996 Lehrauftrag Muthesius-Hochschule Kiel und Fachhochschule Hamburg
seit 1999 Mitglied der Freien Akademie der Künste in Hamburg

Sir Nicholas Grimshaw

- 1965 Prüfung summa cum laude an der Architectural Association
- 1965 Gründung des eigenen Architekturbüros
- 1980 Unternehmensgründung Nicholas Grimshaw and Partners Ltd.
- seit 1994 Mitglied der Royal Academy
- 1994 Inhaber eines Ehrenstipendiats für Forschungszwecke
- seit 2002 Tätigkeit im Staat New York (spezielle Prüfung)
- 2002 Ritterschlag durch Ihre Majestät der Königin Elisabeth II
- Aktuell Dozent in 21 Ländern weltweit

Hartmut Miksch

- 1950 geboren in Herges-Hallenberg/Thüringen
- seit 1979 Dipl.-Ing. Architekt (Studium Architektur in Düsseldorf)
- seit 1980 Architekturbüro in Düsseldorf
- seit 1980 Bundesvorstandsmitglied BDB
- seit 1987 Vorstandsmitglied Architektenkammer NW
- seit 1989 Vorsitzender BDB-Bezirksgruppe Düsseldorf
- seit 5/1999 Präsidiumsmitglied BDB
- seit 5/2001 Präsident der Architektenkammer NW

Tiina Parkkinen

- 1965 geboren in Wien
- 1984 Studium der Architektur an der Akademie der bildenden Künste in Wien
- 1987 städtebauliche Studien der Medina von Fes (Marokko)
- 1994 Diplom zum Magister architecturae
- 1995 Bürogründung Berger + Parkkinen in Wien und Helsinki
- 1995 1. Preis im internationalen Wettbewerb für die Nordischen Botschaften in Berlin (Fertigstellung 1999)

Minister Dr. Michael Vesper

- 1952 geboren in Köln
- seit 1976 Diplom-Soziologe (Studium Mathematik und Soziologie in Köln und Bielefeld)
- 1979 Gründungsmitglied der Partei DIE GRÜNEN
- 1982 Promotion zum Dr.rer.soc. (Uni Bielefeld)
- 1983 – 1990 Fraktionsgeschäftsführer der Fraktion DIE GRÜNEN im Bundestag
- 1990/95 Parlament. Geschäftsführer der Landtagsfraktion BÜNDNIS 90/DIE GRÜNEN
- seit 7/1995 Minister für Bauen und Wohnen und Stellv. Ministerpräsident des Landes NRW
- seit 6/2000 Minister für Städtebau und Wohnen, Kultur und Sport und Stellv. Ministerpräsident des Landes NRW

Prof. Dr. Norbert Walter

- 1944 geboren in Weckbach/Unterfranken
- seit 1968 Diplom-Volkswirt (Universität Frankfurt)
- 1968 – 1971 Mitarbeiter am Institut für Kapitalmarktforschung in Frankfurt
- ab 1971 Tätigkeit am Kieler Institut für Weltwirtschaft (Leitung u.a. die Abteilungen Konjunktur sowie Ressourcenökonomik)
- 1987 Wechsel zur Deutsche Bank Gruppe
- seit 1990 Chefvolkswirt Deutsche Bank Gruppe und Geschäftsführer der Deutsche Bank Research
- seit 10/2002 Mitglied im Gremium der interinstitutionellen Monitoring Gruppe (ernannt vom Europäischen Parlament, Rat und der Europäischen Kommission) für den Lamfalussy-Prozess (zur Überwachung der Wertpapiermärkte)

Dr. Roger Willemsen

- 1955 geboren in Bonn
- Studium der Germanistik, Philosophie und Kunstgeschichte in Bonn, Florenz, München und Wien
- 1984 – 1986 wissenschaftlicher Assistent für Literaturwissenschaften an der Universität München
- 1988 – 1991 freier Korrespondent in London für Zeitungen und Rundfunkstationen
- 1991 – 1993 Moderator des Premiere-Interviewmagazins „0137“
- 1994 – 1998 Moderator der ZDF-Talkshow „Willemsens Woche“
- 1995 Gastprofessur an der Ruhr-Universität Bochum
- seit 1999 Moderator der WDR-Fernsehsendung „Nachtkultur mit Willemsen“
- außerdem Buchautor, Herausgeber und Essayist

Bildnachweis

Architektur und Politik – Europa gestalten!

Internationaler Architektenkongress 2003 auf Jersey
der Architektenkammer Nordrhein-Westfalen
Titelgestaltung: büro G29, Aachen

Architekten und Politik – Europa gestalten

Seite 6 bis 9: Aufnahmen der Insel Jersey
Fotos: Monika Koch, Aachen

Für eine politische Ethik des Raumes –

Philosophische Stichworte zu einer freien Baukultur
Seite 18 bis 29: Satellitenaufnahmen von Teilen Europas
Fotos: European Space Imaging, München

Zwischen Tradition und Innovation: Architekten in Europa

Seite 39/40: Bürohaus Doppel-XX, Hamburg
Architekt: Bothe Richter Teherani, Hamburg
Fotos: Jörg Hempel, Aachen

Seite 42: Deichtorcenter, Hamburg

Architekt: Bothe Richter Teherani, Hamburg
Fotos: Jörg Hempel, Aachen

Seite 43/44: Berliner Bogen, Hamburg

Architekt: Bothe Richter Teherani, Hamburg
Fotos: Jörg Hempel, Aachen

Seite 44/45: Lofthaus Elbberg, Hamburg

Architekt: Bothe Richter Teherani, Hamburg
Fotos: artur/Klaus Frahm, Köln

Seite 45: Dockland, Hamburg

Architekt: Bothe Richter Teherani, Hamburg

Seite 46: Rheinau-Hafen, Köln

Architekt: Bothe Richter Teherani, Hamburg
Foto: Jörg Hempel, Aachen

Seite 47: Tobias Grau Leuchtendesign, Rellingen

Architekt: Bothe Richter Teherani, Hamburg
Fotos: artur/Klaus Frahm, Köln

Seite 48: ICE-Bahnhof, Flughafen Frankfurt/M.

Architekt: Bothe Richter Teherani, Hamburg
Fotos: Jörg Hempel, Aachen

Seite 49: Swiss Re Versicherung, Unterführung

Architekt: Bothe Richter Teherani, Hamburg
Fotos: Jörg Hempel, Aachen

Die Fotos wurden vom Büro Bothe Richter Teherani, Hamburg
zur Verfügung gestellt.

Europa – Architektur und Politik am Beispiel Finnland/Österreich

Seite 59: Villa Aulikki; Hiittinen, Finnland 1996-2002

Architekt: Erkki Kairamo, Aulikki Jylhä
Foto: Jari Jetsonen

City Theater; Helsinki, Finnland 1960-67

Architekt: Timo Penttilä
Foto: Martti I. Jaatinen

Haus am Michaelerplatz; Wien, Österreich 1911

Architekt: Adolf Loos
Foto: Friedrich Achleitner, Wien

Seite 60/61: ORF Studio; Salzburg, Österreich 1969-72

Architekt: Gustav Peichl

Villa Mairea; Noormarkku, Finnland 1937-39

Architekt: Alvar Aalto
Foto: Rauno Träskelin

Seite 63: MISS SARGFABRIK; Wien, Österreich 2000

Architekt: BKK-3
Foto: Hertha Hurnaus, Wien
Einfamilienhaus Kopf; Vorarlberg, Österreich 2000
Architekt: Hermann Kaufmann
Foto: Bruno Klomfar, Wien

Die Fotos wurden vom Büro Berger + Parkkinen, Wien / Helsinki
zur Verfügung gestellt.

Architektur weltweit!

Alle verwendeten Fotos wurden vom Büro Grimshaw & Partners, London
zur Verfügung gestellt.

Fotos der Veranstaltung: Christof Rose, Pressesprecher,
Architektenkammer NW, Düsseldorf

Prusien Kopenhagen Berlin
Helsinki Paris Athen London Dub
Rom Luxemburg Amsterdam
Wien Lissabon Stockholm Madr
Tallinn Riga Vilnius Vallett
Warschau Bratislava Ljubljana
Prag Budapest Nikosi

ISBN 3-9809564-1-5

